

Pflug

M A G A Z I N

HERBST 2019

BERUFUNG

WARUM WIR ARBEITEN



Will Willimon Die nicht gewählte Berufung • Pola Rader Ikone und Spiegel • Stephanie Saldaña Künstler der Erinnerung



Mark Freear, *Sonnenaufgang*, Acryl auf Leinwand

Mark Freear ist ein auf landwirtschaftliche Motive spezialisierter Künstler mit Sitz in San Luis Obispo, Kalifornien. Mit Acrylfarbe auf Leinwand dokumentiert er das Leben von Migranten in der Landwirtschaft und zeigt der Welt Menschen, die viele sonst nie sehen würden. Weitere Werke von ihm auf frear.com. ➤



Pflug Magazin

NEULAND ERSCHLIESSEN FÜR EINE ANDERE WELT

Herbst 2019, Nummer 4

Aus der Redaktion: Warum wir arbeiten	Peter Mommsen	3
Leser antworten		7
Beiträge zum Thema: Berufung		
Einblicke	Eberhard Arnold, Mutter Teresa, Dorothy Sayers, Thérèse von Lisieux	9
Ein Handwerk weitergeben	Mario Meier	10
Die nicht gewählte Berufung	Will Willimon	12
Interview: Von Mönchen und Märtyrern	Erzbischof Angaelos	24
Der Künstler der Erinnerung	Stephanie Saldaña	30
Annalena Tonelli	Rachel Pieh Jones	36
Die Sprache der Verletzlichkeit	Anne-Sophie Constant	43
Portfolio: Ikone und Spiegel	Pola Rader	47
Vorläufer: Mutter Maria von Paris	Jason Landsel	54

Künstler: Dean Mitchell, Mark Freear, Timothy Jones, Paweł Filipczak, Sami Lalu Jahola,
Russell Bain

Lernen Sie die Gemeinschaft kennen, die hinter dem *Pflug Magazin* steht



Pflug Magazin wird vom Bruderhof herausgegeben, einer internationalen Gemeinschaft von Familien und Singles, die gemeinsam Jesus folgen wollen. Die Mitglieder des Bruderhofs sind einer radikalen Nachfolge im Sinne der Bergpredigt verpflichtet. Inspiriert von der ersten Gemeinde in Jerusalem (Apg. 2 und 4) verzichten sie auf Privateigentum und teilen alles gemeinsam in einem Leben der Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit und des Dienstes am Nächsten Nah und Fern. Die Gemeinschaft umfasst Menschen verschiedenster Herkunft. In den Vereinigten Staaten, England, Deutschland, Australien

und Paraguay gibt es 23 Bruderhof-Siedlungen in ländlichen und städtischen Gebieten mit insgesamt rund 3.000 Menschen.

Um mehr zu erfahren oder einen Besuch zu vereinbaren, besuchen Sie die Website der Gemeinschaft unter bruderhof.de. ➔

Pflug Magazin bietet authentische Geschichten, Ideen und Kultur, um Glauben und Handeln im Alltag zu inspirieren. Ausgehend von der Überzeugung, dass die Lehren und das Beispiel Jesu unsere Welt verändern und erneuern können, wollen wir sie auf alle Aspekte des Lebens anwenden und nach einer gemeinsamen Basis mit allen Menschen des guten Willens suchen, unabhängig vom Glauben. Das Ziel des *Pflug Magazins* ist es, ein lebendiges Netzwerk von Lesern, Mitwirkenden und Praktizierenden aufzubauen, damit wir uns in den Worten des Hebräerbriefes „gegenseitig zu Liebe und guten Taten anregen“ können.

Pflug Magazin enthält Beiträge, die unserer Meinung nach die Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen, unabhängig davon, ob wir mit ihnen vollkommen einverstanden sind oder nicht. Die Meinungen der Autoren sind ihre eigenen und spiegeln nicht unbedingt die redaktionelle Position des *Pflug Magazins* oder der Bruderhofgemeinschaften wider.

Herausgeber: Peter Mommsen. Leitende Redakteure: Veery Huleatt, Sam Hine. Sonderredakteurin: Caitrin Keiper. Chefin vom Dienst: Shana Goodwin. Beitragende Redakteure: Susannah Black, Maureen Swinger, Ian Barth. Internationale Ausgaben: Daniel Hug (Deutsch), Chungyon Won (Koreanisch), Allen Page (Französisch).

Design: Rosalind Stevenson, Miriam Bureson. Kreative Leitung: Clare Stober. Lektoren: Wilma Mommsen, Mary Catherine Ausman. Inhaltliche Prüfung: Emmy Barth Maendel. Marketingleiter: Trevor Wisser.

Gründungsredakteur: Eberhard Arnold (1883–1935)

Pflug Magazin Nr. 4: *Berufung*

Published by Plough Publishing House, ISBN 978-0-87486-330-7

Copyright © 2019 by Plough Publishing House. All rights reserved.

Titelseite: *Sanitation Worker* von Dean Mitchell; Bild mit Genehmigung verwendet. Umschlagrückseite: *Autumn on the Loch*, Foto von Russell Bain; Bild mit Genehmigung verwendet. Umschlaginnenseite: *Campfire* von Mark Freear; Bild mit Genehmigung verwendet.

Redaktionssitz	Deutschland	Australien	Großbritannien
151 Bowne Drive	PO Box 345	4188 Gwydir Highway	Brightling Road
Walden, NY 12586	07639 Bad Klosterlausnitz	Elmore, NSW	Robertsbridge
Tel: +001 845 572-3455	Tel: 036601-922987	2360 Australia	TN32 5DR
info@plough.com	kontakt@plough.com	Tel: +61(0)2 6723-2213	Tel: +44(0)1580 883-344

Pflug Magazin (ISSN 0268-1986) wird herausgegeben von Plough Publishing House, PO Box 398, Walden, New York 12586, USA.

Abonnements für die deutsche, auszugsweise Ausgabe sind kostenlos und können unter plough.com/pflug-magazin angefragt werden. Ein Jahresabonnement für die englische, vollständige Ausgabe kostet €28 und kann unter plough.com/quarterly bestellt werden.



Warum wir arbeiten

PETER MOMMSEN

Liebe Leser,

ALS FREMDER in Deutschland war ich nicht auf die Zunftkleidung der Dachdecker vorbereitet: Trotz der sengenden Augusthitze trugen etliche Männer meiner Arbeitstruppe ein weißes Hemd mit einer doppelreihigen Weste mit acht Knöpfen, dazu eine schwarze Cord-Schlaghose mit Gesäßtaschen und auffälligen Doppelreißverschlüssen. „Normale Leute tragen sowas?“, fragte ich mich, während ich Stapel mit Dachpfannen aus Keramik nach oben trug, wo ein Giebel repariert wurde. Selbst mit T-Shirt und Jeans war es eine schweißtreibende Arbeit, die in hohem Tempo und ohne viele Worte erledigt wurde.

Das war 2004 und meine Frau und ich waren frischverheiratet vor wenigen Tagen von New York nach Dresden gezogen. Wir lebten bei einem Freund, der seine hundert Jahre alte Villa renovierte, und ich hatte angeboten, den Dachdeckern während des Sommers bei der Arbeit zu helfen. Aus meiner Erfahrung mit Dachdeckerfirmen in meiner Heimat erwartete ich einen Pfuscherbetrieb mit schlecht ausgebildeten Mitarbeitern, die für einen Dumpinglohn arbeiteten. Stattdessen arbeitete ich mit Leuten

aus einem Familienbetrieb – Meistern, Gesellen und Auszubildenden –, die jeden aufrichtig bedauerten, der kein Dachdecker war. Selbst für einen Nicht-Dachdecker klang es überzeugend.

Es war nicht so, dass die Arbeitsbeziehungen innerhalb der Truppe immer nur heiter und sonnig oder die Bezahlung außerordentlich gut gewesen wäre. Später erfuhr ich, dass Gesellen in dieser Gegend üblicherweise nur sieben bis acht Euro pro Stunde verdienten, noch vor Steuerabzügen. Doch die Dachdecker besaßen Stolz: auf harte Arbeit, auf abgeschlossene Aufträge mit hohen Anforderungen, auf ein Handwerk mit seiner ihm innewohnenden Würde und seinen eigenen Traditionen. Für diese Männer gebührte Ehre denen, die auf einem Gerüst schwitzten, nicht den Managern oder Beamten, deren Häuser sie bauten oder reparierten. Auf der Baustelle wurde die Hierarchie des Kapitalismus zeitweise auf den Kopf gestellt: der Handwerker, nicht der Kunde, war König. Man muss schon jemand Besonderes sein, um den Mut zu haben, Schlaghosen mit Doppelreißverschlüssen zu tragen.

An diese Dachdecker musste ich denken, als ich das kürzlich erschienene Buch *Bullshit Jobs – Vom*

wahren Sinn der Arbeit von David Graeber las, einem Professor für Anthropologie an der London School of Economics. Nach Graeber gehören zu den meisten der heutigen Jobs Aufgaben, die die Arbeitnehmer selbst für nutzlos halten. Er berichtet, dass 37 Prozent der Briten in einer Umfrage von YouGov aus dem Jahr

2015 sagten, dass ihre Arbeit keinen wichtigen Beitrag zur Welt leiste; in einer anderen Umfrage glaubten 40 Prozent holländischer Arbeiter, dass es eigentlich keinen guten Grund für ihren Job gäbe. Was genau sind diese sozial nutzlosen Jobs? Die meisten von ihnen haben laut Graeber mit Verwaltungs-, Leitungs-, Büro-,

Dienstleistungs- und Verkaufsaufgaben wie beispielsweise Arbeiten im Callcenter zu tun. Diese Bereiche des Arbeitsmarktes sind – alle zusammengenommen – von 25 Prozent aller Berufstätigen im Jahr 1910 auf 75 Prozent im Jahr 2000 angewachsen. Auf der Grundlage von Dutzenden vertiefender Interviews kommt Graeber zu dem Schluss, dass Berufstätige wahrscheinlich recht haben, wenn sie glauben, dass ihre Arbeit nutzlos ist.

Unabhängig davon, ob Graebers Hauptthese sich halten lässt oder nicht, drücken seine Interviewpartner einen gewaltigen Hunger aus, der sich in den Industrieländern auszubreiten scheint: die Sehnsucht nach einer Arbeit, die Bedeutung und Sinn hat. Laut einer Studie der Harvard Business Review unter Arbeitern in den USA im Jahr 2018 sagten neun von zehn Befragten, dass sie bereit wären, weniger zu verdienen, wenn ihre Arbeit dadurch an Bedeutung gewänne; nur einer von 20 Befragten gab an, dass seine Arbeit so sinnvoll war, wie sie sein sollte. Die Autoren der Studie sehen in diesem Ergebnis eine Chance für Manager: Wer es schafft, dass seine Angestellten ihrer Arbeit Bedeutung beimessen – her mit den sozialen Projekten und Nachhaltigkeitswettbewerben! – wird sie dazu

bringen, für weniger Geld mehr zu arbeiten.

Karl Marx beschrieb die Entfremdung des Proletariats von seiner Arbeit; diese neue Entfremdung betrifft auch Manager und Beamte. Claudio Oliver, ein Bauer aus Curitiba in Brasilien, erzählte mir, wie jeden Monat Dutzende Akademiker und Geschäftsleute, die meisten in den Zwanzigern, den Garten und die Bäckerei besuchen, die er mit aufbauen half. Was für Menschen sind das, die zu ihm kommen? „Üblicherweise ist es ein junger Mann oder eine junge Frau, die eines Tages an ihrem Arbeitsplatz im Großraumbüro sitzt, aus dem Fenster schaut und beim Anblick der draußen arbeitenden Landschaftsgärtner merkt: „Wow, ich wünschte, ich würde wie dieser Typ dort auf dem Rasenmäher sitzen, anstatt das hier zu machen.“ Viele seiner Besucher nehmen sich anschließend eine Auszeit von einigen Wochen oder Monaten, um zu lernen, wie man Dinge anpflanzt, Ziegen hält und Sauerteig herstellt; einige von ihnen sind zu dauerhaften Mitgliedern der Gemeinschaft geworden, die den Bauernhof betreibt.

DER RUF zu einer bestimmten Tätigkeit, die „Berufung“, ist die Antwort, die das protestantische Christentum auf die Frage gibt, was unserer Arbeit Bedeutung verleiht. Berufung ist eine der kennzeichnenden Ideen der Reformation: Jeder Mensch ist von Gott berufen, dem Gemeinwohl durch eine bestimmte Arbeit zu dienen. Heute ist es ein Standardthema christlicher Autoren, Jugendleiter, Lebensberater und Konferenzen: „Jeder hat von Gott eine Berufung bekommen. Was ist deine?“ Berufung kann dabei offenkundig so gut wie alles sein: Krankenschwester, Survival-Outdoor-Trainer, Kalligraph, Missionar, Aktivist, Risikokapitalanleger, Politiker ...

Wie erkennt man seine persönliche Berufung? „Eine Berufung ist einfach das Gefühl, wenn Gott uns zu einer gewissen Sache hinzieht“, schreibt die Zeitschrift *Relevant*. „Folge deiner Leidenschaft“, empfiehlt die Online-Plattform „Theology of Work“ und übernimmt damit ein säkulares Motto. Auf etwas poetischere Weise drückt der presbyterianische Theologe Frederick Buechner dasselbe aus: „Berufung“, so schreibt er 1973 in seinem Buch *Wunschdenken: Ein religiöses ABC*, ist „der Ort, an dem deine tiefe Freude und der tiefe Hunger der Welt zusammentreffen“.

Das klingt so gut wie sich zu verlieben. Berufung: der Ruck, den du spürst, wenn du an dem einen



Die schwarze Zunftkleidung vieler deutscher Handwerker, einschließlich der Dachdecker, geht bis ins 19. Jahrhundert zurück.



bestimmten Stand auf der Ausbildungsmesse vorbeigeht – alles zum Ruhme Gottes natürlich!

Doch diese hochtrabenden Gedanken sind für den Großteil der Menschheit irrelevant. Tiefe Freude ist nicht das, was Menschen dazu bringt, als Zimmermädchen, Kassierer oder Callcenter-Angestellte zu arbeiten, geschweige denn als Arbeiter in einem Ausbeuterbetrieb oder als billiger Erntearbeiter im Ausland. Doch jeden Tag treten Millionen Menschen solch eine Arbeit an. Der eigenen Leidenschaft zu folgen ist ebenso wenig eine Option für diejenigen, die aufgrund einer Behinderung, einer geistigen Erkrankung oder eines Traumas nicht arbeiten können. Ist Berufung dann also nur etwas für die Fähigen, Gebildeten und Wohlhabenden?

Dem ursprünglichen Verständnis der Reformation nach nicht. Es ging nicht nur tiefer, sondern war auch realistischer als das heutige Gerede von Berufung. Im 16. Jahrhundert interpretierte Martin Luther einen Satz des Apostel Paulus auf eine neue Weise: „Ein jeder bleibe in der Berufung, in der er berufen wurde“ (1 Kor 7,20). Luther griff das Wort „Berufung“ auf und gab ihm eine breitere Bedeutung, als es die mittelalterliche Kirche mit ihrem Fokus auf die besondere Berufung von Priestern und Mönchen je getan hatte. Eine Person ist dorthin berufen, so argumentierte er, wo sie sich gerade befindet; es ist ihre Berufung, weil dies der Ort ist, an dem Gott sie durch seine Vorhersehung dazu beruft, ihren Nächsten zu lieben. Ob Bauer, Schneider, Soldat oder Seemann – alles sind gottgegebene Berufungen, und daher vom selben Wert. Egal, wie gewöhnlich die Arbeit eines Menschen auch sein mag, sie ist eine heilige Berufung, durch die Gott in der Welt arbeitet. Mit Luthers Worten: „Gott melkt die Kuh durch die Berufung der Milchmädchen.“

Luthers Vorstellung von Berufung sollte sich als befreiende Kraft erweisen, die der Arbeit einfacher Bauern und Handwerker neue Würde verlieh. Durch die Weiterentwicklung durch Calvin sollte dieser Gedanke den größten Teil Europas umgestalten; in der Tat ist es so, wie Max Weber bekanntlich sagte, dass dem protestantischen Ideal der Berufung, mit seiner Betonung einer starken Arbeitsmoral und der asketischen Hingabe an die Ausübung seines Handwerks, der Aufstieg des Kapitalismus zugeschrieben werden kann.

Aus diesem Grund gibt es heute „Beruf(ungs)schulen“, die keine geistlichen Praktiken vermitteln,

sondern Sanitär- und Metallhandwerk. Deshalb garantieren auch viele staatliche Verfassungen die Freiheit der Berufswahl als einen wesentlichen Teil der menschlichen Würde. Und es erklärt vermutlich auch den – historisch gewachsenen – Stolz der in Cord gekleideten deutschen Dachdecker, mit denen ich in Dresden arbeitete. Wie Luther es ausdrücken würde: Gott baut Dächer durch die Berufung der Dachdecker.

BEI ALLEN TUGENDEN, die das protestantische Ideal der Berufung weckt, hat es doch eine gravierende Schwachstelle: als Darstellung einer Lehre des Neuen Testaments ist es schlichtweg falsch. Luther zeigt diese Schwachstelle deutlich auf, indem er dieses Ideal auf die Spitze treibt. Für ihn drückt *jede Art von Arbeit*, nicht nur die der Bauern oder Handwerker, Gottes Willen aus; es gibt viele mögliche Berufungen. Zum Beispiel: „Wenn man sieht, dass es an Henkern mangelt . . . und man sieht, dass man sich für diese Aufgabe eignet, sollte man seine Dienste anbieten.“ Er fügt hinzu: „Denn die Hand, die das Schwert führt und tötet, ist nicht die Hand eines Menschen, sondern Gottes; und es ist nicht der Mensch, sondern Gott, der hängt, foltert, köpft, tötet und kämpft. All dies sind Gottes Werke und Urteile.“

Demnach ist kein Scharfrichter bei dieser Theologie der Berufung außen vor. Doch man kann kaum etwas finden, das in größerem Gegensatz zu dem Geist Jesu in den vier Evangelien oder, was das betrifft, dem Rest des Neuen Testaments steht.

Als die Verfasser des Neuen Testaments die Worte verwendeten, die im Deutschen mit *Berufung* übersetzt werden, bezogen sie sich nie auf Arbeit, geschweige denn ein bestimmtes Handwerk oder eine bestimmte Berufsgruppe. Wie Will Willimon erläutert (vgl. S.12) kennt das Neue Testament nur eine Form der Berufung: Jüngerschaft. Und Jüngerschaft bedeutet sehr wahrscheinlich eher, Vater und Mutter, Haus und Land zu verlassen, als sich mit seinem Fischer- oder Zöllner-Sein zu versöhnen. Sie erfordert, dass wir das opfern, wonach wir uns naturgemäß sehnen. „Wenn Christus einen Menschen

Berufstätige haben wahrscheinlich recht, wenn sie glauben, dass ihre Arbeit nutzlos ist.



ruff“, sagte Bonhoeffer, „lädt er ihn ein, zu kommen und zu sterben“.

So über Berufung zu sprechen, ist nicht besonders populär. Die meisten von uns würden es vorziehen,

Die meisten von uns würden es vorziehen, so wie Luther lieber den Status quo zu heiligen, trotz der Widersprüche, die sich daraus ergeben.

so wie Luther lieber den Status quo zu heiligen, trotz der Widersprüche, die sich daraus ergeben. Wenn andere Menschen an einem echten Mangel in ihrem Leben leiden – wenn sie die Entfremdung spüren, die sich daraus ergibt, in einer ungerechten sozialen Ordnung zu arbeiten und zu leben –, greifen wir lieber zum einlullenden Balsam eines Pseudo-Christentums und versichern ihnen, dass alles so ist, wie es sein soll.

Doch Christus kam, um den Status quo abzuschaffen:

„Siehe, ich mache alles neu“ (Offb 21,5). An seiner Stelle führte er die eine wahre Berufung ein – das erneuerte gemeinsame Leben, das ganz von der Liebe bestimmt wird, die er in der Bergpredigt beschreibt. Wie David Bentley Hart es in unserer Sommerausgabe von 2019 in seinem Artikel *Jenseits des Kapitalismus* ausdrückte: „Christen sind ... diejenigen, denen es nicht mehr erlaubt ist, sich eine andere soziale,

politische oder wirtschaftliche Ordnung vorzustellen oder zu wünschen als die *koinonia* der frühen Kirche, keine andere gemeinschaftliche Moral als die Anarchie christlicher Liebe.“

Diese Ausgabe des *Pflug Magazins* möchte an unsere Ausgabe *Jenseits des Kapitalismus* anknüpfen, indem sie den Fokus auf Menschen legt, die ihr Leben mit dieser Einstellung zu Berufung führten. Solch ein Leben erfordert Selbstaufopferung und die Bereitschaft, seine eigenen scheinbaren Stärken als Schwächen wahrzunehmen, wie im Falle des kanadischen Moralphilosophen Jean Vanier (S. 43). Es erfordert ein lebenslanges Engagement für eine Kirche aus Fleisch und Blut, wie der koptische Erzbischof Angaelos erläutert (S. 24). Es kann sogar bedeuten, bereit zu sein, sein Leben zu geben, wie für Annalena Tonelli, eine italienische Philanthropin, die am Horn von Afrika Pionierarbeit bei der Behandlung von Tuberkulose leistete (S. 36)

Diese Geschichten belegen auch, dass diese Berufungen eine tiefere Freude bringen als jeder selbstgewählte Weg. Die vielen Stimmen, die in unserer Gesellschaft protestieren, dass ihre Arbeit wertlos ist, sind etwas Großem auf der Spur: Sie und wir wurden für eine größere Bedeutung und ein höheres Ziel geschaffen – für das, was T. S. Eliot so einprägsam einen „Zustand völliger Einfachheit“ nannte, der „nicht weniger kostet als alles.“ Dieser Preis ist nicht zu hoch.

Herzliche Grüße

Peter Mommsen, Herausgeber

Leben jenseits des Kapitalismus

Gerade im Zusammenhang mit dem gesteigerten Bewusstsein um die ökologische Krise wird deutlicher denn je, dass das Kapitalismus-Credo vom konstanten Wachstum eine Lüge ist und die Welt dringend eine Alternative braucht. Ich bin erstaunt, wie Ihr mit dem Pflug Themen trifft, die absolut am Puls der Zeit sind und gerade auch von jungen Leuten (wieder in neuer Aktualität) aufgegriffen werden. Herzlichen Dank für das Magazin! Es ist beeindruckend, mit welcher Sorgfalt dieses schöne Druckerzeugnis gestaltet ist. Dem inhaltlich-qualitativen Gehalt entspricht die auch äußerlich sehr ansprechende Form und Gestaltung – hoch professionell!

Beat Rüegger-Portmann, Basel

Wenn man sich heutzutage über Marx und christlichen Kommunismus Gedanken macht, mag das anachronistisch erscheinen, aber manche Themen und manche Botschaften veralten nie und müssen immer wieder neu hinausgerufen werden, wenn auch in einem anderen Sprachgebrauch und in einer anderen Aufmachung, um angemessen Gehör zu finden.

In Zeiten, in denen die Grenzen des Kapitalismus immer deutlicher hervortreten, während dessen Vertreter gleichzeitig neue Machtansprüche hervorbringen, ist es auch in Europa an der Zeit „jenseits des Kapitalismus“ zu schauen.

Rolf Hübner, per E-Mail

Zu Peter Mommsens „Die Ökonomie der Liebe“, Sommer 2019: Diese Ausgabe des *Pflugs* war nichts anderes als eine prophetische Stimme gegen den Mammon in einer Wüste der Unehrlichkeit. Vielen Dank.

Wir stellten eine interessante Spannung zwischen dem einleitenden Artikel fest, der den Integralismus ablehnt und auf die Nachteile hinweist, „die mit jedem Versuch verbunden sind, das Gemeinwohl durch staatlichen Zwang zu sichern“, und dem im Artikel von David Bentley Hart angesprochenen Punkt, dass „kleine Lebens- und Arbeitsgemeinschaften, die christlichen Kollektivismus in irgendeiner Form praktizieren, ... ein sehr guter Ansatz [sind] ... aber auch eine ungeheure Ablenkung darstellen [können], vor allem, wenn ihre Isolation und gleichzeitige Abhängigkeit von der größeren politischen Ordnung fälschlich für eine ausreichende Verwirklichung des idealen

christlichen Gemeinwesens gehalten wird.“

Für uns als katholische Integralisten und radikale Distributionisten ist sehr interessant, wie Gemeinschaften mit christlichen Werten aufgebaut werden können, wie sie sich auf politische Graswurzelbewegungen beziehen, sich in solche entwickeln und oder sie unterstützen können. Der Bruderhof ist eine Inspiration für die Gemeinschaftsbestrebungen vieler Katholiken; wir hoffen, dass die Soziallehre unseres Magisteriums in ähnlicher Weise allen Menschen guten Willens dienen kann.

Wir wären sehr an einer Ausgabe über die praktischen Aspekte des Aufbaus von Lebensgemeinschaften interessiert: Wie wird das Budget ausgeglichen, die Ressourcen verteilt, die Arbeit geleistet, die Probleme gelöst und die Kinder erzogen? Vor allem: Wie fängt man an, besonders in einer Welt, wo viele christliche Familien und Gemeinden wirtschaftlich zu kämpfen haben und auch dem Mammon huldigen, die neu evangelisiert werden müssen, bevor eine solche Möglichkeit überhaupt vorstellbar ist?

Wir sind gespannt auf kommende Ausgaben: Es braucht viel, um sich eine christliche Kultur, Wirtschaft und Politik jenseits des Kapitalismus vorzustellen. Eure Arbeit ist ein wertvoller Beitrag.

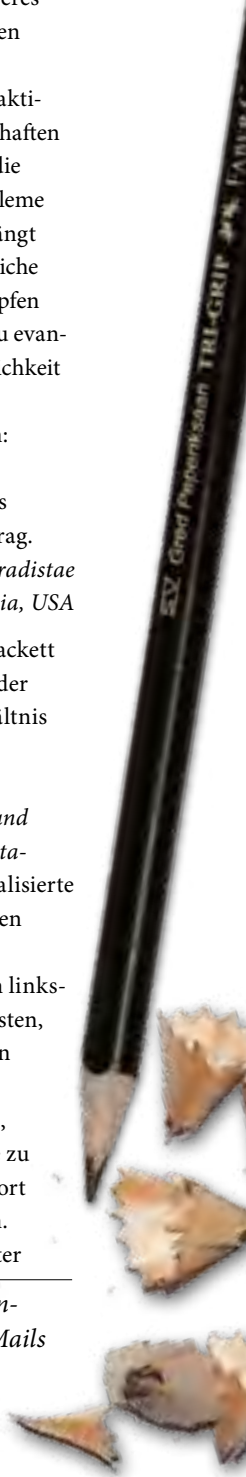
Thomas Hackett, Mitbegründer des Tradistae Netzwerks, Lancaster, Pennsylvania, USA

Antwort der Redaktion: Wir danken Thomas Hackett für seine wichtigen Fragen. Wir planen, uns in der Frühjahrsausgabe 2020 des *Pflugs* auf das Verhältnis von Glaube und Politik zu konzentrieren.

Zu Peter Mommsens „Die Ökonomie der Liebe“ und David Bentley Harts „Was liegt jenseits des Kapitalismus?“, Sommer 2019: Der markt-liberale globalisierte Kapitalismus erzeugt für die einfachen Menschen inakzeptable Lebensbedingungen. Aber die in Deutschland von den Regierenden angebotenen links-grünen Alternativen stoßen insbesondere im Osten, der 40 Jahre sozialistische Experimente ertragen musste, auf tatkräftigen Widerstand.

In Diskussionen erwische ich mich oft dabei, nur verstandes- und gefühlsmäßige Argumente zu vertreten, statt als lutherischer, d.h. fest dem Wort Gottes, der Bibel, verhafteter Christ aufzutreten. Aber ich arbeite an mir, und die Artikel von Peter

Wir freuen uns über Rückmeldungen von unseren Lesern. Wir behalten uns vor, Zusendungen sinngemäß zu kürzen oder zu editieren und sie in jedem Medium unserer Wahl zu veröffentlichen. E-Mails bitte mit Namen und Adresse an letters@plough.com schicken.



Mommsen und David B. Hart helfen mir dabei. So kurz, klar, und trotzdem universal habe ich noch keinen Beitrag zum Thema gelesen.

Steffen Grahnert, Dresden

Können Märkte moralisch sein?

Zu David Bentley Harts „Was liegt jenseits des Kapitalismus?“, Sommer 2019: Ich bin dankbar für Harts scharfsinnige Kritik an einem amoralischen Wirtschaftsverständnis, das weder den Schöpfer, noch Menschen, noch die Umwelt respektiert. Aber ich bin mir nicht sicher, ob Harts Analyse den Kapitalismus überhaupt sinnvoll beschreibt, da auch Adam Smith, der sogenannte Vater des Kapitalismus, eine amoralische Wirtschaft ablehnen würde. Hart macht keine konkreten Vorschläge für die heutige christliche Politik. Indem er den Materialismus des Kapitalismus ablehnt, verliert er die materiellen Realitäten völlig aus den Augen und bleibt im Theoretischen.

Hart kritisiert zu Recht die grenzenlose Gier, die in unserer Wirtschaftsordnung allgegenwärtig ist, und sieht darin den intrinsischen Widerspruch des Kapitalismus, nämlich dass unendliches Begehren in Verbindung mit endlichen Ressourcen dazu führt, dass alles aufgezehrt wird. Er behandelt ein zufälliges Merkmal unserer Wirtschaftsordnung – den unstillbaren Hunger nach materiellen Gütern – als wesentlich, während er gleichzeitig bei der Problematik der Güterverteilung den materiellen Grenzen wenig Beachtung schenkt. Extreme Großzügigkeit gegenüber Fremden bei Vernachlässigung der eigenen Familie oder der Nachbarn ist ungerecht. Auch wenn die Welt von jeglichem egoistischen Individualismus frei wäre, würden wir uns immer noch mit der Endlichkeit auseinandersetzen müssen.

Der Kommunismus funktioniert in der Familie gut, und vielleicht auch in einer Gemeinde – aber ich fürchte, dass er jenseits davon nicht so erfolgreich sein wird.

John Buchmann, Philadelphia, Pennsylvania, USA

Warum wir eine Arbeiterbewegung brauchen

Zu Maria Hengevelds „Arbeiterinnen zum Billiglohn“, Sommer 2019: Hengevelds Argumente treffen auf die meisten amerikanischen und westlichen Unternehmen zu, die bewusst Länder suchen, in denen Arbeitskräfte billig und Gesetze zu ihrem Schutz nicht existent sind. Der Artikel war gründlich recherchiert und gut geschrieben.

Dennoch möchte ich einige Dinge hervorheben: Hengeveld bezieht sich auf das Argument, dass „ein schlechter Job besser ist als kein Job“, und kommt mit Recht zu dem Schluss, dass er oft verwendet wird, um jeden Missbrauch im Zusammenhang mit den „Bedingungen zu rechtfertigen unter denen die Waren und Gewinne erzeugt werden.“ So darf es nicht verwendet werden. Aus der Sicht einiger Arbeiter ist die Aussage jedoch objektiv wahr. Ich bin Einwanderer. Ich habe mit vierzehn Jahren angefangen zu arbeiten. Als wir nach Amerika kamen, nahmen meine Eltern Jobs an, die nicht ihrer Ausbildung entsprachen, gerade weil „ein schlechter Job besser ist als kein Job“. Als ich mit vierzehn anfang zu arbeiten, beschwerte ich mich nicht über den Mindestlohn von 3,35 Dollar, die ich erhielt – aus demselben Grund.

Es ist einfach so, dass die meisten armen Menschen weniger Geld und schlechte Arbeitsbedingungen akzeptieren, nur um einen Job zu haben. Und ja, das schließt Arbeitsplätze ein, die zur Trennung von Familien führen. Arme Menschen in armen Ländern werden für ihre Arbeit geringer bezahlt als reichere Menschen in reicheren Ländern, aber wenn ihr Lohn ihre örtlichen Lebenshaltungskosten deckt, ist das nicht grundsätzlich schlecht. Wir müssen darauf achten, dass wir unsere Vorstellungen nicht auf andere projizieren. Das gilt auch für den Export unserer Konsumkultur. Es ist eine gute Sache, wenn Geld in diese ärmeren Gebiete fließt, aber es sollte nicht nur durch westliche Unternehmen kommen, die dort Geschäfte machen. Diese Länder werden unterstützt, wenn wir ihnen helfen, ihre eigenen Produkte herzustellen, die im Land hergestellt werden – die Arbeit ihrer Hände, die sie exportieren und mit dem Rest der Welt teilen können.

Es ist auch eine berechtigte Sorge, dass das Geld, das wir für T-Shirts und Turnschuhe zahlen, in erster Linie in anderen Händen als denen der Einheimischen und Arbeiter landen wird; dass die Früchte ihrer Arbeit geerntet werden, der Gewinn dieser Arbeit aber abgeschöpft wird, bevor er die Hände der Arbeiter erreicht. Deshalb brauchen wir starke, verantwortungsvolle Arbeiterbewegungen in der ganzen Welt.

Die Arbeiterbewegungen hier in Amerika sind ein Schatten dessen, was sie einmal waren. Ich hoffe auf ein Comeback der Arbeiterbewegung. Aber erst wenn der Mensch wichtiger wird als der Kram, den wir kaufen, wird ein solches Comeback möglich sein.

Luma Simms, Phoenix, Arizona, USA

EBERHARD ARNOLD

LIEBE IST ARBEIT, praktische anstrengende Arbeit, der Muskeln, des Geistes, des Herzens und der Seele. Jenes Liebesreich also, jenes Gemeinschaftsreich der Gemeinde und der kommenden Herrschaft Gottes, es muss ein Reich der Arbeit sein. Wahrhaft selbstlose, von brüderlichem Geist erfüllte und belebte Arbeit wird das Kennzeichen der Zukunft, wird das Wesen der zukünftigen Menschheit sein. Arbeit als Geist, Arbeit als lebendige Wirklichkeit, wie wir sie alle verloren haben, Arbeit als Hingabe begeisterter Liebe an die Gemeinsamkeit, das ist der Grundcharakter der Zukunft. Die Freude an der Gemeinsamkeit wird als Freude an der Arbeit offenbar.

Wie unendlich weit ist die heutige Menschheit von dieser Arbeitsmöglichkeit entfernt! Da wir heute nur eine schwache Ahnung einer solchen Möglichkeit eines solchen gemeinsamen Lebens haben, werden wir immer wieder von jener pessimistischen Stimmung berührt werden, wie von einem Schatten des Abgrundes.

Aber das ist nicht etwa ein Fantasiebild einer unerreichbaren Zukunft, sondern es ist vielmehr heute schon die stille Wirklichkeit einer werdenden Gemeinde ... Das eben ist das Geheimnis der unter uns keimenden und blühenden, der in der Verborgenheit werdenden Gemeinde, dass wir jetzt schon, hier und überall in der Gemeinschaft dieses Geistes leben und arbeiten können.

MUTTER TERESA

UNSERE BERUFUNG besteht in nichts anderem, als zu Christus zu gehören. Die Arbeit, die wir tun, ist nur ein Mittel, um unsere Liebe zu Christus in die Tat umzusetzen.

Alle Ordensgemeinschaften – Nonnen, Priester, sogar der Heilige Vater – haben alle die gleiche Berufung: zu Jesus zu gehören. „Ich habe dich auserwählt, mein zu sein.“ Das ist unsere Berufung. Wie wir das tun und wie wir unsere Zeit verbringen mag unterschiedlich sein. Unsere tatkräftige Liebe zu Jesus ist nur das Mittel zum Zweck, genau wie Kleidung. Ich trage dies, du trägst das: Es ist ein Mittel. Aber eine Berufung ist kein Mittel. Für Christen ist Jesus die Berufung.

Wir alle sind von Gott berufen worden. Als Missionare müssen wir Träger der Liebe Gottes sein, bereit zu eilen wie Maria auf der Suche nach Seelen; brennende Kerzen, die allen Menschen Licht geben; das Salz der Erde; Seelen, die von einem Wunsch verzehrt werden: Jesus.

DOROTHY SAYERS

DIE MODERNE TENDENZ scheint zu sein, Arbeit mit Erwerbsarbeit gleichzusetzen; aber ich behaupte, das ist eine gewaltige Irrlehre ... Der Irrtum besteht darin, dass Arbeit hier nicht als Ausdruck der schöpferischen Energie des Menschen im Dienste der Gesellschaft erkannt wird, sondern nur etwas, was man tut, um Geld und Freizeit zu erhalten.

Wir brauchen dringend eine christliche Arbeitslehre, die nicht nur für angemessene Arbeitsbedingungen sorgt, sondern auch dafür, dass die Arbeit so sein wird, wie ein Mensch es von ganzem Herzen tun kann, und dass er sie um der Arbeit selbst willen tut. Aber wir können keine sakramentale Einstellung zur Arbeit erwarten, solange viele Menschen durch unsere falschen Wertmaßstäbe gezwungen sind, Arbeiten zu verrichten, die geistig erniedrigend sind – eine Menge finanzieller Tricksereien zum Beispiel oder die Herstellung von vulgärem und nutzlosem Schnickschnack.

THÉRÈSE VON LISIEUX

ICH SCHLUG eines Tages die Briefe des heiligen Paulus auf, um nach Linderung für mein Leid zu suchen.

Meine Augen fielen auf das zwölfte und dreizehnte Kapitel des ersten Briefes an die Korinther. Ich las, dass nicht alle Apostel, Propheten und Kirchenlehrer werden können; dass die Kirche aus verschiedenen Gliedern besteht; dass das Auge nicht auch die Hand sein kann. Die Antwort war klar, aber sie erfüllte nicht meine Wünsche und gab mir nicht den Frieden, den ich suchte. „Dann stieg ich in die Tiefen meines Nichts hinab und wurde so emporgehoben, dass ich mein Ziel erreichte.“ (Johannes vom Kreuz)

Ohne entmutigt zu sein, las ich weiter und fand in diesem Ratschlag Trost: „Strebt aber nach den höheren Gnadengaben! Dazu zeige ich euch einen überragenden Weg.“ (1 Kor 12,31) Der Apostel erklärt dann, dass alle vollkommenen Gaben ohne Liebe nichts sind ...

Dann rief ich außer mir vor Freude: „O Jesus, meine Liebe, endlich habe ich meine Berufung gefunden. Meine Berufung ist die Liebe! ... Im Herzen der Kirche, meiner Mutter, werde ich LIEBE sein! So werde ich alles sein.“

Quellen: Eberhard Arnold *Die Lebensgemeinschaft und die Zukunft der Arbeit* (Bruderhof Historical Archive EA20/21a); Dorothy Sayers, *Creed or Chaos* (Methuen, 1947), 68; Thérèse von Lisieux, *Story of a Soul*, trans. Thomas Taylor (Burns, Oates & Washbourne, 1912), Kapitel 11; Mutter Teresa, *No Greater Love* (New World Library, 2016), 147.



Ein Handwerk weitergeben

Wie Schweißen Metall und Generationen miteinander verbindet

MARIO MEIER

ALS ICH EIN JUNGE WAR, bewunderte ich, wie gut mein Onkel Danni schweißen konnte. Zwei Metallteile permanent miteinander zu verbinden faszinierte mich: das Knistern und die blaue Intensität des elektrischen Lichtbogens, den er mir verbot, anzusehen. Es war während der Ölkrise in den späten 1970er Jahren, und mein Onkel entwickelte und baute Holzöfen, um die Häuser der Bruderhofgemeinschaften nördlich von New York zu beheizen (er selbst lebte in einer von ihnen) Er war Autodidakt, aber auch Meister seines Fachs, der seine eigenen Scharniere und Camlock-Verschlüsse herstellte. Ich sah im bei der Arbeit zu und wusste: Ich will auch schweißen lernen.

In der High School ergab sich die Gelegenheit,

einen Schweißkurs zu belegen. Mein Lehrer hatte viele Jahre Erfahrung in der Stahlindustrie und erzählte uns gruselige Geschichten über die Gefahren des Metallhandwerks. Wir lernten alle Arten des Schweißens und übten in allen Positionen. Ein Schweißer muss die Schwerkraft überwinden, damit flüssiger Stahl genau dort bleibt, wo er ihn haben will – darin liegt die Herausforderung. Wenn ich eine bestimmte Schweißnaht erlernt und die Anerkennung meines Lehrers für Methode und Ergebnis verdient hatte, war ich stolz. Eine Schweißnaht ist wie eine persönliche Handschrift. Als der englische Dichter John Keats schrieb, „eine schöne Sache ist auf ewig eine Freude“, dachte er sicher nicht an eine Schweißnaht, obwohl es so perfekt passt.

Mario Meier ist Lehrer an der Mount-Academy in Esopus, New York, einer privaten weiterführenden Schule der Bruderhofgemeinschaften.

Im nächsten Sommer lud mich mein Onkel nach New York ein und gemeinsam fertigten und schweißten wir eine große Holzheizung. Ich war Schweißer geworden, und er vertraute mir. Er hatte eine behutsame Art, mir noch viel mehr beizubringen: über Arbeitsmoral, das Leben und was es heißt, ein Mann zu sein. Jetzt schweißte ich nicht mehr nur Metallplatten zusammen, um zu üben. Jede Schweißnaht, die ich an einen Wassermantel oder ein Wärmetauscherrohr schweißte, musste die Druckprüfung überstehen. Onkel Danni testete meine Fähigkeiten auf Herz und Nieren und ich liebte die Herausforderung.

Nach der High School lernte ich ein Jahr lang Zerspanungstechnologie an einer berufsbildenden Schule nördlich von Pittsburgh. Schließlich wurde ich Mitglied des Bruderhofs und fing an, bei Rifton Equipment zu arbeiten, einem Betrieb der Gemeinschaft, der therapeutische Geräte für Menschen mit Behinderungen herstellt. Nach einiger Zeit wurde ich der Schweißausbilder des Betriebs. Auch nachdem ich in andere Berufe gewechselt war, geheiratet und eine vierköpfige Familie großgezogen hatte, nutzte ich meine Schweißkenntnisse immer wieder, um Schönes und Nützliches herzustellen und auch einfach als Hobby.

Vor zwei Jahren schloss sich der Kreis: Ich unterrichte jetzt den Schweißkurs an der weiterführenden Schule des Bruderhofs, der Mount-Academy in Esopus, New York. Eine hundert Jahre alte Garage aus rotem Backstein wurde zu einer schönen Schweißwerkstatt umgebaut.

Jetzt habe ich die Gelegenheit, mein Handwerk weiterzugeben. Jeder Schüler, der den Kurs beginnt, hat seine eigenen Begabungen, aber alle möchten diese Fähigkeit, die ich vor so langer Zeit gelernt hatte, beherrschen. Die schönsten Präzisionsschweißnähte bringt man hervor, indem man einen Lichtbogen mit einer Wolfram-elektrode erzeugt und dann die Füllerstange präzise ansetzt, um die Schweißnaht herzustellen. Diese WIG-Schweißungen, die meist für Aluminium oder



Edelstahl eingesetzt werden, sind genau die präzisen und gleichmäßig geriffelten Schweißungen, die man an einem gut gebauten Mountainbike sieht. Sie haben einen besonderen Glanz. Wenn die Schüler den Vorschub und die Geschwindigkeit richtig hinbekommen, können sie kaum abwarten, den Schweißerhelm aufzuklappen, um ihr Kunstwerk zu betrachten.

*Oben: Mario Meier
Unten:
„Handwerkszeug“*

Im letzten Halbjahr haben fünf unserer fortgeschrittenen Schüler an einem Wettbewerb des Staates New York teilgenommen. Ein Schüler fertigte eine atemberaubende Skulptur einer mythologischen Kreatur an, denn mit Schweißen kann man auch Kunst schaffen. Ein Schüler belegte einen guten Platz im Einzelwettbewerb und drei Schüler, die als Team antraten, schweißten eine sechseckige Feuerstelle und gewannen damit die Bronzemedaille.

Bevor sie den Kurs abschließen, stellt jeder Schüler ein geschweißtes Namensschild her, das hoch oben an der Wall of Fame unserer Werkstatt platziert wird. Sie haben hart gearbeitet, um eine Fähigkeit zu erwerben, die sie nie verlieren werden. Sie nehmen auch die Lektionen mit, die ich von meinem Onkel Danni gelernt habe, der letztes Jahr gestorben ist: Selbstdisziplin, Stolz zu sein auf harte Arbeit, die Würde eines Handwerks und ein gutes Auge für eine schöne Schweißnaht. ➔





T. JONES



Die nicht gewählte Berufung

Deine Berufung kannst du dir
nicht aussuchen –
genauso wenig wie deinen Vater.

WILL WILLIMON

EINES DER WICHTIGEN DINGE, die bei den Willimons sonntags bei Tisch nie erwähnt wurden, war die peinliche Angelegenheit mit meinem Vater.

„Was soll ich sagen, wenn sie mich fragen: ‚Wo ist dein Vater?‘“, fragte ich.

Die ausführlichste Antwort meiner Mutter: „Sag einfach, dein Vater wohnt hier nicht mehr.“ *Da bin ich aber erleichtert. Wenigstens hatte ich irgendwann einmal einen Vater.* Ich grub in meinem Gedächtnis nach irgendeinem Fetzen einer Erinnerung. Ich sah mich auf den Schoß eines Mannes klettern und ihm dabei zusehen, wie er Tabak in seine Pfeife stopfte. Da war auch das Kratzen von Barthaaren. Dann war da eine Erinnerung, wie ich mit einem Mann mit einer Pfeife in Skeltons Lebensmittelladen stand und er eine kalte Getränkedose aus dem Kühlschrank holte und sie mir reichte. Daraufhin fragte jemand im Laden: „Eine Coca-Cola für deinen Enkel, was, Bob?“

Der Mann, der mir die Dose gegeben hatte, erwiderte: „Fahr zur Hölle. Das ist mein Sohn!“

Ansonsten nichts.

Im Regal im Wohnzimmer stand ein Tabak-

Humidor mit Pfeifen. „War das Papas?“, fragte ich.

„Ja“, mehr kam nicht als Antwort. Das Schnupfern an dem bernsteinfarbenen Krug verschaffte mir die einzige greifbare Bestätigung, dass es meinen Vater einmal gegeben hatte.

Als ich eines Tages allein war und in dem Schreibtisch herumwühlte, den ich eigentlich nicht öffnen durfte, fand ich einen Brief vom Direktor des US-Gefängnisses in Atlanta. „Sehr geehrte Damen und Herren, Robert C. Willimon hat sich im Gefängnis vorbildlich geführt.“ *Würde ich je so erfolgreich sein, wie Papa es als Häftling war?*

Als Schulsprecher an der Hughes Junior High hielt ich eines Abends eine Rede vor dem

Lehrer-Eltern-Ausschuss. Hinterher kam der Redakteur von der *Greenville News* auf mich zu und sagte: „Die Willimonsche Redebegabung hast du jedenfalls geerbt. Wer ist dein Vater, Charles oder Gene?“

Ich schluckte. „Robert war mein Vater.“

„Kein Witz? Ich hatte keine Ahnung, dass Bob einen so jungen Sohn hatte wie dich.“

Dann beugte er sich zu mir herab und flüsterte: „Bob hätte einen Prediger dazu überreden können, die Zehn Gebote zu brechen. Mir hat der Schweinehund zehntausend Dollar abgeschwatzt. Dann verschwand er aus der Stadt. Hat nie einen Cent zurückgezahlt.“ *Bei der Bank konnte ich also auch nichts werden. Wieder ein Beruf, der mir für immer verschlossen bleiben würde.*

„Aber ich sage dir Folgendes“, fuhr er fort. „Wenn dein Papa jetzt durch diese Tür käme und sagen würde: ‚Bill, gib mir zehntausend Dollar. Ich habe eine großartige Idee, die dich reich machen wird,‘ dann würde ich sofort mein Scheckbuch zücken. Allmächtiger, konnte der Mann mit Worten umgehen!“

UND ICH HÖRTE DIE STIMME des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich! Und er sprach: Geh hin und sprich zu diesem Volk ...“ (Jesaja 6,8-9).

Methodisten lieben diese Bibelstelle. Auf ihr beruht das Lied „Here I Am, Lord“ – 1981 geschrieben von dem Jesuiten Dan Schutte und seither zu einer Art Nationalhymne der Methodisten geworden. Nur wenige Methodisten schaffen es, zwei Strophen dieses Chorals zu überstehen, ohne sich freiwillig zur Evangelisation unter den Zulus zu verpflichten oder wenigstens eine gefühlvolle Träne zu verdrücken. Im Refrain heißt es: „Ich bin hier, Herr. Meinst du mich, Herr? Deinen Ruf vernahm ich in der Nacht. Ich will gehen, Herr. Führe du mich ...“

Man beachte die Häufigkeit des Personalpronomens in der ersten Person, die Berufung zum

Bild auf der
vorherigen
Doppelseite:
Timothy
Jones, *Studio
Curios*



Alle Bleistift-
zeichnungen
vom Autor



Rev. Dr. William H. Willimon ist Bischof in der United Methodist Church und Professor für Praxis des christlichen Dienstes an der Duke Divinity School. Er war Dekan an der Chapel of Duke University und ist Verfasser vieler Bücher, darunter *Accidental Preacher: A Memoir* (Eerdmans, 2019), dem dieser Artikel in bearbeiteter Form entnommen ist. Verwendet mit Genehmigung des Verlags.

Pflug Magazin • Herbst 2019

Freiwilligendienst degenerieren lässt. Ich frage mich, wie viele Sänger, gepackt von dieser zuckersüßen Melodie, wahrhaftig durch die Begegnung mit einem berufenden Gott herausgefordert werden. Wie viele sind wirklich bereit, das Risiko auf sich zu nehmen, aus unserer Subjektivität befreit zu werden, die wir so gern pflegen?

Berufung – von Gott gerufen sein – ist ein Begriff, den kaum noch jemand verwendet. Die Kraft der Berufung, sagte Hermann Hesse, zeigt sich, wenn „die Seele dadurch erweckt“ wird, dass „statt der Träume und Ahnungen von innen plötzlich ein Anruf von außen, ein Stück Wirklichkeit dasteht und eingreift.“

Alle möglichen Lügen halten uns davon ab, die Wahrheit unserer Bedingtheit und Abhängigkeit zu erkennen. Der Mythos der Selbsterfindung befeuert den Markt, der uns fünfzig Sorten Pizza und vierhundert Fernsehkanäle verschafft, und nennt das daraus entstehende Ödland „Freiheit“. Noch nie hatten so viele Menschen so viel Freiheit, so viel von dem zu bekommen, was sie wollen, und dennoch so wenig Vorstellung von einem Leben, das unseres Wollens wert ist, und das macht es unmöglich, das gute Leben selbst zu wählen.

Augustinus beklagte, die prometheische menschliche Wahlfreiheit sei nichts als ein Rasseln

Noch nie hatten so viele Menschen so viel Freiheit, so viel von dem zu bekommen, was sie wollen, und dennoch so wenig Vorstellung von einem Leben, das unseres Wollens wert ist.

Der Gedanke einer ungewählten Berufung erscheint uns merkwürdig, weil wir uns an die Illusion gewöhnt haben, unser Leben sei unser exklusiver Besitz, von dem wir nach unserem Belieben Gebrauch machen können.

Fragen wie „Wer bin ich?“ oder „Warum bin ich hier?“ rufen im Einklang das verbreitete individualistische Bekenntnis hervor: Ich bin selbst gemacht, autonom, mein persönliches Eigentum, die Summe meiner klugen Entscheidungen und meiner heldenhaften Akte der Loslösung von jedem, der wichtiger ist als ich. Ich beuge mich keinem Anspruch, es sei denn, ich habe ihm freiwillig zugestimmt. Ich bin der Kapitän meines Geschicks, der Meister meiner Seele, der Autor der Geschichte, die ich bin.

Christen stehen auf dem unamerikanischen Standpunkt, dass unser Leben weniger interessant sei als der Gott, der uns beauftragt. Wir sind abhängige Geschöpfe, um es mit Thomas von Aquin auszudrücken. Wir sind der Mond, nicht die Sonne; wir leuchten nicht aus eigener Kraft, sondern reflektieren das Licht der Welt. Der Gott, der die geniale Idee hatte, dem Staub Leben einzuhauchen (1. Mose 2,7), verleiht uns Atem, aber nur so lange, wie Gott es will.

mit unseren Ketten, ein Versäumnis, wahrheitsgemäß anzuerkennen, wer unsere Herren sind. In diesem Supermarkt des Verlangens ist es unser Schicksal, endlos zu konsumieren und nie wirklich zufrieden zu sein. Ich rede mir ein, ich sei frei von äußerlich auferlegten Herren, gestehe mir aber meine Knechtschaft unter dem strengsten Herrn von allen nicht ein: mir selbst.

Die Moderne zwingt uns, die Geschichte zu schreiben, die definiert, wer wir sind, und heldenmütig aus einer Vielzahl möglicher Handlungsverläufe auszuwählen. Christen dagegen glauben, dass die meisten wichtigen Dinge, die uns definieren, uns zufallen und äußerlich auferlegt werden. Die Frage ist nicht: „Was will ich mit mir anfangen?“, sondern eher: „Welchen Gott bete ich an, und wie macht dieser Gott mit mir, was er will?“

NUN KOMMEN WIR zu meiner Entdeckung des Gottes, der mich entdeckte.

Meine College-Traumreise nach Europa (die ich mir als eine einzige, drei Monate lang rund um die Uhr andauernde Orgie vorstellte) wurde von Gott gekapert und zu einer Berufungskomödie

gemacht. Im Hochsommer 1966 setzte uns ein blauer VW-Käfer (gekauft in der von den Nazis erbauten Fabrik in Wolfsburg) in Amsterdam ab. Während meine Kumpels die Stadt erkundeten, die keine Sünde kennt, stand ich im Rijksmuseum den Gemälden gegenüber, die ich nur von Abbildungen aus Lehrbüchern über Kunstgeschichte kannte. Nachdenklich betrachtete ich ein melancholisches Selbstportrait von Rembrandt, das so real wirkte, dass ich wegschauen musste. Zu meiner Rechten studierte ein älterer Mann eingehend ein Gemälde von van Ruisdael. Er kam mir bekannt vor, aber wen sollte ich so weit von zu Hause denn kennen?

Dr. Marney! Sein grauer Bart war eine Woche alt, aber er war es eindeutig – Carlyle Marney. Sechs

„Ich? Ich reise nur so mit ein paar Freunden in Europa herum, suche nach Mädchen und mache mir eine schöne Zeit.“

„Halten Sie mich für einen Trottel oder so etwas, mein Junge? Ich bin schon lange genug Prediger, um zu wissen, wenn jemand mich anlügt.“

„Äh, dann weiß ich wohl gar nicht, warum ich hier bin“, stammelte ich.

„Gut! Dann kommen wir vielleicht weiter. Unamuno sagt, zu wissen, dass man etwas nicht weiß, ist der Anfang des Wissens. Kann ich helfen?“

Er packte mich am Arm. „Diese Holländer haben mich mehr Wahrheit gelehrt, als ich an einem Nachmittag verkraften kann. Gott, ich brauche was zu trinken. Wie ist es mit Ihnen?“

Ich kam mir vor, als säße ich plötzlich in einem Examen, für das ich nicht gelernt hatte.

Monate zuvor war Marney (wie er sich am liebsten nennen ließ) zur jährlichen Religionswoche ans Wofford College gekommen. Er sprach mit einer tiefen Stimme, die sich anhörte wie Gott, wäre Jahwe ein Baptist aus Tennessee gewesen. Er fluchte, sogar beim Predigen, und gab ungeheuerliche Sprüche von sich, die Studenten wie mich begeistern sollten. Vom Inhalt seiner Predigten hatte ich nichts behalten, außer irgendetwas von Marneys Pferd auf der Weide, das ihm seinen Kopf zudrehte, wenn Marney pfiif. Eine undurchdringliche Metapher für Gott?

Ich trat zögerlich auf ihn zu. „Dr. Marney?“

„Wer zum Teufel sind Sie?“, erwiderte er und betrachtete mich argwöhnisch von Kopf bis Fuß.

„Ach, nur ein Student vom Wofford College, wo Sie letztes Frühjahr gesprochen haben.“

Marney stand da und musterte mich.

„Sind Sie zum Predigen in Europa?“, fragte ich ihn.

„Ich bin hier, um den Juden in mir wiederzuentdecken“, sagte er und stach mir seinen Finger auf die Brust. „Acht Synagogen in fünf Tagen.“

Eine äußerst peinliche Pause.

„Und Sie? Warum sind Sie hier?“, erkundigte er sich.

Marney führte mich die Treppe hinab, zum Haupteingang hinaus und in die erste Kneipe in der Nähe des Museums.

„Haben Sie Bourbon?“, rief er quer durch die düstere, verrauchte Gaststube einem Kellner zu. „Es braucht kein guter Bourbon zu sein. Der Junge hier kennt den Unterschied nicht, und ich erwarte so weit von zu Hause keinen guten Stoff. Zwei. Pur.“

Aufgeregt beobachtete ich Marney, wie er mit seiner Pfeife hantierte. Endlich wurde es ein bisschen gefährlich.

„So, nachdem Sie jetzt ein bisschen Alkohol in sich haben“, sagte er nach seinem ersten Schluck, „sind Sie bereit zu reden? Aber keine Scheiße, bitte. Was führt Sie hierher? Was ist der Grund, den Sie nicht zugeben wollen?“

Marney begann, einen süß duftenden Tabak in seine Pfeife zu stopfen.

„Äh, ich dachte, ich wäre nur hier, um mir Europa anzuschauen. Mein erstes Mal, wissen Sie. Ich interessiere mich wirklich für Kunstgeschichte ...“

„Sie haben damit angefangen, indem Sie mich angequatscht haben, als ich gerade dabei war, mich mit Abraham anzufreunden“, murmelte Marney

vorwurfsvoll, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schloss die Augen, als hätte er nichts Bemerkenswertes gehört.

„Als Sie damals am Wofford College gesprochen haben, kam mir der Gedanke, oder besser gesagt, ich gestand mir endlich ein, dass ich schon länger dachte, ich sollte vielleicht mal darüber nachdenken, mich um eins dieser Rockefeller-Stipendien für ein Probejahr auf dem theologischen Seminar zu bewerben, aber ...“

Marney grinste, als hätte er mich endlich durchschaut. „Mein Junge, das Leben ist weniger ein Monolog als vielmehr ein Dialog.“ Ich kam mir vor, als säße ich plötzlich in einem Examen, für das ich nicht gelernt hatte.

„Es ist nur so, dass es mich richtig nervt, dass ich übers Seminar nachdenke. Es kommt mir irgendwie verrückt vor“, sagte ich nervös.

„Warum verrückt?“, fragte Marney, ließ seinen Blick mit gespielter Desinteresse durch die Kneipe wandern und paffte an seiner Pfeife.

Ich begann mit einer weitschweifigen Erzählung. „Ich bin ohne Vater aufgewachsen, wissen Sie. Mein Vater hat uns verlassen, als ...“

Marney schüttelte den Kopf. „Nein. Ihr Papa kann sich verkrümmeln, sterben, Sie verstoßen, aber irgendeinen Papa hat jeder. Ich wette, Sie sind losgegangen und haben sich einen gesucht, nicht wahr? Außerdem, was zum Teufel hat die Tatsache, dass Sie keinen Papa hatten, damit zu tun, dass Sie jetzt hier sind? Gott ist der Gott der Lebenden, nicht der Toten.“

Ich war dankbar, dass ein Tisch zwischen uns stand. „Wissen Sie“, platzte ich heraus, „seit ich auf dem College war, habe ich angefangen, Freud zu lesen, und ich denke, vielleicht kompensiere ich durch meine Fixierung auf Gott nur das Fehlen eines Vaters, als ich heranwuchs. Eine Wunscherfüllung vielleicht.“



„Höchstwahrscheinlich“, feixte Marney.

„Dann ist mein Nachdenken über Gott nur meine psychologische Reaktion darauf, dass mein Vater im Gefängnis war und so?“

„Schauen Sie, Junge“, sagte Marney, legte seine Pfeife zur Seite und lehnte sich über den Tisch in meine Richtung, als wollte er mich packen, weil es ihm auf die Nerven ging, das Offensichtliche erklären zu müssen. „Gott nutzt jeden Hebel, den er zu fassen kriegt.“

Das Schweigen dauerte zu lange. Dann fragte ich: „Aber wie kriege ich heraus, was Gott ist und was mein eigener verkorkster Hintergrund?“

Marney blies eine Rauchwolke aus und verkündete: „Mein Junge, Gott wird sich jeden verkorksten Hintergrund, jeden kriminellen Papa und jede manipulative Mama zu Nutze machen. Lesen Sie doch um Gottes willen mal die Bibel! Ich schwöre Ihnen, ich habe

Timothy Jones, *Die Muse schwieg*



Timothy Jones,
Holzkiste

noch nie einen Prediger getroffen, der auch nur einen Schuss Pulver taugte und kein übles Mama- oder Papa-Problem hatte. Gott kann mit beidem arbeiten. Seien Sie froh, dass sie nur einen Verlust haben, den Gott sich zu Nutze machen kann.

Ja, ich bin ziemlich sicher, dass Gott sich Ihren Namen notiert hat. Die Geschichte höre ich nicht zum ersten Mal. Sie sind nichts Besonderes. Da ist alles voll mit Gottes Fingerabdrücken. Haben Sie genug Zeit, dass ich mir noch einen genehmigen kann?“, sagte er und deutete auf sein leeres Glas. „Guter Mann!“, rief er dem Kellner zu. „Diese Runde verderben Sie nicht mit Eis. Mein Schützling mag ihn pur. *Garçon, encore bourbon!*“

Irgendwann in den frühen Morgenstunden wälzte ich mich auf der schmutzigen Matratze in der flohverseuchten Mönchszelle hin und her, die wir uns zu

dritt für acht Dollar pro Nacht gemietet hatten, während in der Gemeinschaftstoilette am Ende des Flurs ein Student deutlich hörbar seinen Mageninhalt von sich gab, und sprach die Worte, die sicher auch Paulus betete, als Gott ihn blendete: Warum nicht jemand anders? Was für ein Gott sollte jemanden wie mich berufen? Aber ich will kein Methodistenprediger werden.

In jener Nacht in Amsterdam wurde das unbeabsichtigte, anfangs demütigende, aber letzten Endes glückliche Leben geboren, das nicht mein eigenes ist, in die Pflicht genommen von einem anderen als mir selbst, verantwortlich gegenüber einem von außen auferlegten Anspruch. Wie Kurt Vonnegut gerne sagte: „Behalte den Hut auf, wir landen vielleicht meilenweit von hier entfernt.“

EINES TAGES IN DER
HIGHSCHOOL bat ich
eine Tante, das Familien-
gesetz zu übertreten und „mir von

Papa zu erzählen“.

Sie berichtete mir Folgendes: Als meine ältere Schwester und mein älterer Bruder klein waren, verübte mein Vater einen Bankbetrug oder Bankraub oder vielleicht beides; ganz genau weiß ich es nicht mehr. Zu der Zeit stand Papa in dem Ruf, mehr Pfändungen wegen unbezahlter Rechnungen auferlegt bekommen zu haben als irgendjemand sonst in der Geschichte von Greenville. Seine Straßenbaufirma „Greenville Pickens Speedway“ und ein Dutzend weiterer großartiger Ideen scheiterten. Irgendwann wurde er dann ins Bundesgefängnis in Atlanta gesteckt, oder vielleicht auch in das von Indiana; ich erinnere mich nicht mehr genau.

In alledem stand meine Mutter an seiner Seite und wartete auf seine Rückkehr. Papa wurde aus dem Gefängnis entlassen und kehrte zu den Willimons

zurück. Neun Monate später wurde ich geboren, obwohl er und meine Mutter schon in ihren Vierzigern waren. Leider geriet mein Vater bald wieder in Schwierigkeiten, und nach irgendeiner Missetat, die das sprichwörtliche Fass zum Überlaufen brachte, hielt eines Sonntags die Familie eine Versammlung ab und kam zu dem Schluss, es sei für alle das Beste, wenn mein Vater weggehen würde.

Weggehen?

Mutter wurde konsultiert und stimmte zu, nachdem man ihr zugesichert hatte, die Familie werde sich

„Ja, ich denke schon.“

Sie führte mich in ein angrenzendes Zimmer, wo mich ein älterer Mann, der Pfeife rauchte, begrüßte. Wir schüttelten uns die Hände. Alles, was ich sah, war ein Verwandter in fortgeschrittenem Alter, für den ich nicht mehr empfand als für einen entfernten Cousin.

„Wie ich höre, hast du es zu etwas gebracht“, sagte er mit einem Funkeln in den Augen. „Es heißt, du weißt, wie man Geld verdient.“ *Ich habe gehört, du hast es drauf, den Leuten ihr Geld abzuschwatzen! Mein Sohn, ich bin stolz auf dich.*

Wie gut, zu wissen, dass Gott gerne Dinge macht; man kann sich selbst nicht aus dem Nichts erschaffen.

um mich und meine Geschwister kümmern (beide waren über zehn Jahre älter als ich). Papa wurde aus dem Testament gestrichen, und mein Bruder Bud, meine Schwester Harriet und ich erhielten das 120 Hektar große Erbe, das sonst ihm zugefallen wäre. Die einzige Bedingung, die meine Mutter stellte, war, dass niemand je von meinem Vater sprechen dürfe, weil „dieser kleine Junge nicht mit so einer Bürde aufwachsen sollte“.

An dieses Versprechen hielten sich alle.

Natürlich ist das alles absurd, eine düstere und erhabene faulknersche Südstaaten-Gruselgeschichte, eines Carson McCullers, einer Toni Morrison oder vielleicht sogar einer Eudora Welty würdig. Aber damals gingen die Leute anders mit Dingen um. Die fiktive Würde, die einer Familie noch blieb, musste ohne Rücksicht auf Verluste bewahrt werden. Erwachsene, die so viel Durcheinander angerichtet hatten, waren stolz auf ihre Fähigkeit, ein paar Dinge nicht zu erwähnen, die sie für zu unerfreulich hielten, um sie einem Kind zuzumuten. Ihre Vernebelungstaktik erzeugte einen großen leeren Raum in meinem Garten Eden.

Bei einer Hochzeit in der Verwandtschaft in Raleigh, ich war zweiundzwanzig, kam meine Tante Alice in das Motelzimmer, in dem wir zusammensaßen, und fragte mich: „Möchtest du gern deinen Vater treffen?“

In meiner ersten Gemeinde in Clinton, South Carolina, besuchte ich als Pastor einmal Miss Agnes, die am Winthrop College die Zimmergenossin meiner Mutter gewesen war. „Willie, es kommt mir vor, als wäre es erst gestern gewesen, dass du geboren wurdest!“, sagte sie, nachdem sie mir einen Eistee serviert hatte. „Ich weiß noch, wie ich Ruby besuchte, als sie mit dir schwanger war. Ein schreckliches Jahr war das. Sie wusste nicht, ob sie lieber leben oder sterben würde. Ihre Haare wurden schneeweiß während dieser neun Monate.“

Meine Geburt ein „schreckliches Jahr“?

„Du kannst nicht erwarten, dass sie darüber glücklich war. Als vierzigjährige Frau von einem Baby überrascht zu werden“, sagte sie mit einem abschätzigen Lachen, während sie mir ein Plätzchen anbot. „Aber wie ich höre, hast du ihr Glück gebracht. Das ist schön.“

So war das also: ich, der Unfall, die Erstlingsfrucht nach dem Gefängnis. Das ist der Grund, warum mir bei dem Ausdruck „geplante Elternschaft“ unbehaglich ist und ich Gott danke, dass eine Abtreibung 1946 noch nicht so leicht verfügbar war. Gott sei Dank für die biblischen Geschichten von peinlichen Schwangerschaften von Sara





Timothy Jones, Tradition

und Hagar bis hin zu Maria.

Hätte ich mich dazu aufrufen können, Groll gegen meinen Vater zu hegen, gegen die Familie, die ihn ausgestoßen hatte, oder gegen ihre große Verschwörung des Schweigens, so hätte ich meinen Gehorsam gegenüber dem Gebot Jesu, unseren Feinden zu vergeben, auf die Probe stellen können. Ich hätte das tapfere Opfer spielen können, das die Fäuste ballt und alles überwindet. Aber leider brachte meine mangelnde Bindung an meinen unbekanntem Vater zu wenig Abneigung hervor, die ich hätte überwinden können. Allerdings glaube ich, dass ich durch meinen Vater ein besserer Bibelausleger geworden bin. Der Apostel Paulus saß im Gefängnis, ebenso wie unser Herr selbst.

Ihr könnt Griechisch lernen, soviel ihr wollt, gebe ich vor meinen Studenten immer an, aber wenn euer

alter Herr nicht eingesessen hat, werden euch weite Teile des Neuen Testaments unverständlich bleiben.

ERKENNET, DASS
 der Herr Gott ist.
 „Er hat uns gemacht und nicht wir selbst“ (Psalm 100,3).
 Auch so ein beliebter Vers zum Auswendiglernen in der Sonntagschule. Wie gut, zu wissen, dass Gott gerne Dinge macht; man kann sich selbst nicht aus dem Nichts erschaffen.

Dass wir nicht selbst gemacht sind, bedeutet, dass wir Gottes Eigentum sind und dass er über uns verfügen kann, wie es ihm beliebt. Wie John Alexander in seinem Buch *Being Church* von 2012 darlegt, bezieht sich der Begriff *Berufung* oder *Beruf* im Neuen Testament nicht auf so etwas wie eine Anstellung, sondern auf Jüngerschaft. Wir können berufen sein zum „ewigen Leben“ (1. Timotheus 6,12) oder in die Gemeinschaft mit Christus (1.

Korinther 1,9), aus der Dunkelheit ins Licht (1. Petrus 2,9) und in die richtige Beziehung zu Gott (Römer 8,30), aber nicht zu einer Erwerbstätigkeit. Paulus war ein Zeltmacher (Apostelgeschichte 18,3), aber nirgends wird Paulus dazu „berufen“, ein Zeltmacher zu sein. Er verdiente seine Brötchen damit, dass er Zelte machte, und das reichte ihm als Rechtfertigung, sein Bestes dabei zu geben.

Menschen haben Berufe; eine Berufung ist etwas, was Gott tut.

Der Mythenforscher Joseph Campbell hat für die Berufung die berühmte Definition „dem folgen, was dich glücklich macht“ formuliert; ähnlich sagt der Theologe Frederick Buechner, Berufung sei der Punkt, „wo deine tiefe Freude und der tiefe Hunger der Welt sich treffen“. Aber bei Jesus Christus – der Feuer auf die Erde wirft (Lukas 12,49), den Vater gegen den Sohn

wendet (Lukas 12,53) und nicht Frieden, sondern das Schwert bringt (Matthäus 10,34) – gerät das Glück ins Zwielficht. Jesus bringt eine Rekrutierung, eine aufwiegelnde Berufung in die Mission, die manchmal sogar Glück zerstört. Fragen Sie Paulus.

„Ich arbeite gern mit Menschen, deshalb ...“ oder „Ich kann gut mit Worten umgehen, also ...“ ist nicht der Weg der Berufung. Wie wäre es mit der Pflege kranker Menschen? Nein? Das reizt Sie nicht? Hey, wie wäre es mit Werbung?

in Amsterdam, „Was für ein Gott würde sich jemanden wie mich aussuchen?“ wird in der Bibel beantwortet. Der Gott, der Israel und die Gemeinde erwählt hat, erwählt Leute wie mich.

Gott hat für jeden Menschen irgendeine Form von Jüngerschaft im Sinn. Jeder kann mit einer Berufung rechnen – mit dieser eigenartigen Methode Gottes, Sie, ein Geschöpf Gottes, bei Gottes Errettung der Welt zu gebrauchen. Einer der schönsten Aspekte meines glücklichen Pastoren-

Eine Berufung entsteht nicht aus Ihrem Bündel von Bedürfnissen und Wünschen. Berufung ist das, was Gott von Ihnen will.

Eine Berufung entsteht nicht aus Ihrem Bündel von Bedürfnissen und Wünschen. Berufung ist das, was Gott von Ihnen will, wodurch Ihr Leben in eine Konsequenz von Gottes Erlösung der Welt verwandelt wird. Schauen Sie nur die Jünger Jesu an – bemerkenswert mittelmäßige, untalentierte, glanzlose Landburschen –, und Sie werden sehen, dass Berufung weniger mit angeborenem Talent oder innerer Sehnsucht zu tun hat als mit Gottes Streben, Leben zu retten, indem er uns etwas für ihn zu tun gibt.

Ohne einen Christus, der beruft, ist unsere nette innere Stimme das Beste, was wir zustande bringen. Aber wer würde, wenn er oder sie aufmerksam auf die eigene Subjektivität hört, so aufopfernde und verrückte Dinge riskieren, wie Gott sie regelmäßig verlangt?

„Maria, wie bist du, indem du auf dein eigenes Leben hörtest, zu dem Entschluss gekommen, unverheiratet schwanger zu werden, deine Seele von einem Schwert durchbohren zu lassen und den gekreuzigten Sohn Gottes auf die Welt zu bringen?“

Verstehen Sie, was ich meine?

Berufung ist keine innere Neigung, die nur darauf wartet, entdeckt zu werden, indem wir in den entlegenen Winkeln unseres Ichs forschen. Wie Jesus so treffend sagt:

„Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und bestimmt, dass ihr hingehet und Frucht bringt“ (Johannes 15,16).

Meine jugendliche Frage aus meiner langen Nacht

lebens ist, zu sehen, auf welche unterschiedliche Weisen Gott beruft – dazu, Briefe an Häftlinge zu schreiben, im Finanzausschuss der Gemeinde mitzuarbeiten, die Bettpfannen bedürftiger Menschen auszuleeren, gläubige Kinder großzuziehen, den Hungerigen einen reichlichen Tisch zu decken oder Lehrerin oder Lehrer zu werden.

Beim Mittwochs-Gebetsfrühstück an der Northside UMC (Gott und ein Wurstbrötchen zu nachtschlafender Stunde) bat ich einmal die versammelten Gemeindeglieder salbungsvoll: „Betet für Mary. Johnny wurde letzte Nacht festgenommen. Alkohol am Steuer. Ich werde sehen, was ich tun kann, um ihn herauszuholen. Mary hat es nicht leicht mit diesem Jungen.“

„Was wissen Sie über Alkoholismus?“, erwiderte einer der Männer, wenig beeindruckt von meiner pastoralen Fürsorglichkeit.

„Wo wollen Sie das Geld für die Kautionshernahme?“, fragte ein anderer. „Wir gehen mit Ihnen. Streichen Sie das von der Gebetsliste. Wir können das regeln.“

Also marschierten wir zu dritt ins Gefängnis, wo wir einen verängstigten Jugendlichen weinend in der Ecke seiner Zelle hocken sahen.

„Junge, wie lange hast du schon ein Problem mit Alkohol?“, fragte einer der Männer durch die Gitterstäbe.

„Äh, ich würde nicht sagen dass ich ,ein

Problem‘ habe“, erwiderte Johnny.

„Lass mich das noch mal anders formulieren. Wie lange lügst du schon über dein Problem? Junge, ich habe auf die harte Tour eine Menge über Alkohol gelernt. Das Biest saß mir im Nacken, seit ich in der Armee war. Ich kann dir zeigen, wie du da herauskommst.“

„Wir holen dich hier heraus“, sagt ein anderer, der Anwalt war. „Und dann kommst du mit zu mir nach Hause. Unsere Kinder sind aus dem Haus. Deine Mama hat schon genug, was auf ihr lastet. Und ich hätte gerne jemanden, mit dem ich zu den Foot-

wie wenig mich das berührte. Ich versuchte zwar, die Tragik des Ganzen zu beklagen, aber meine Trauer war nicht größer, als wenn es ein entfernter Verwandter gewesen wäre. Eilig betraten wir das Gemeindehaus. Ich schlüpfte in meinen Talar, zog den Gurt straff, gab die Anweisung, die Kerzen anzuzünden und stellte den Chor für das Eingangslied auf – „Herbei, o ihr Gläubigen“ statt „Mitten im kalten Winter“, nach dem mir eher gewesen wäre.

So ist Gemeinde. Gemeinde zwingt uns, hereinzumarschieren und zu singen, auch wenn wir gar nicht in Stimmung zum Singen sind, uns nicht besonders

Also ziehen Sie den Gurt straff und beten: „Gott, der du mir das eingebrockt hast, gib mir die hartnäckige Entschlossenheit, es durchzuziehen.“

ball-Spielen an der Uni gehen kann.

Da zeigte ein berufender Gott mal, was er kann.

ES WAR HEILIGABEND 1981. Die Northside United Methodist Church hatte eine schwere Zeit gehabt in den Jahren vor meiner Ankunft als ihr neuer Pastor. Es stand so schlimm, dass sie im Vorjahr sogar weder genug Geld noch genug Begeisterung für einen Weihnachtsgottesdienst aufgebracht hatten. Die entmutigte Gemeinde brauchte einen Sieg. Und wenn ich eigenhändig die Kerzen gießen, die Weihnachtssterne eintopfen und im Falsett „Stille Nacht“ krähen musste, bei Gott, mein erstes Weihnachten in Northside sollte ein extravagantes Spektakel voller Kerzenlicht und weihnachtlicher Gefühle werden.

Als ich gerade letzte Hand an meine Predigt für den Gottesdienst an diesem Abend legte, rief mein Bruder an.

„Papa ist gerade gestorben.“

Der Vater, den ich kaum kannte, suchte sich ausgerechnet diesen Abend – meinen wichtigsten Abend in meiner neuen Gemeinde – für seinen Abgang aus, diesmal den endgültigen. Auf der Fahrt zum Gemeindehaus an diesem Abend schämte ich mich dafür,

gläubig fühlen und auch nicht „fröhlich triumphieren“. Gemeinde wartet nicht darauf, dass Sie die richtige Motivation zum Gottesdienst haben, ehe sie Sie zum Gottesdienst ruft. Und wenn Sie berufen sind, Pastor zu sein, dann gibt es unzählige Tage, an denen Ihnen überhaupt nicht danach ist, Pastor zu sein, und dennoch müssen Sie so tun, als ob. Sie haben vielleicht Schmerzen, sind vielleicht emotional und theologisch überfordert. Eigentlich sollten Sie ein Experte darin sein, anderen beim Trauern zu helfen, dabei wissen Sie vielleicht selbst nicht, wie Sie ihren eigenen Verlust öffentlich machen sollen. Als Pastor sind Ihre persönlichen Probleme nachrangig gegenüber den Bedürfnissen anderer. Sie sind der einzige Pastor, den die Leute haben, und Weihnachten ist nur einmal im Jahr. Also ziehen Sie den Gurt straff und beten: „Gott, der du mir das eingebrockt hast, gib mir die hartnäckige Entschlossenheit, es durchzuziehen.“ Dann gehen Sie hinaus zu den Leuten und benehmen sich wie ihr Pastor, auch wenn Sie keine Lust dazu haben.

An jenem Heiligabend im traurigen Northside, ebenso wie in vielen anderen Zeiten und Gemeinden, übte ich mich im Dienst meiner Berufung in der Kunst der pastoralen Repression. Ich stand auf und spielte den Prediger. Werfen Sie mir nicht Täuschung oder

Verleugnung vor – an jenem Abend war ich fast dankbar dafür, etwas anderes außer mir selbst zu haben, wofür ich beten konnte. Ich freute mich, dass die Taufe mir eine Gemeindefamilie verschafft hatte, die noch chaotischer war als meine eigene, war froh, dass eine schwangere Jungfrau einen höheren Nachrichtenwert hat als ein Sohn, dem es nicht gelingt, den Tod eines gescheiterten Vaters richtig zu betrauern.

Ich war kein unglückliches Opfer einer unüberlegten Vaterschaft. Ich hatte das Vorrecht, berufen zu sein, durch meine Berufung dazu gezwungen, mich zusammenzureißen, tief Luft zu holen, aufzustehen und zu predigen, den Leuten einen Bibelvers aufs Herz zu legen, der ihnen helfen würde, durch die Nacht zu kommen. Ich war der Einzige, der ihnen die göttlichen Worte sagen konnte, die sie sich selbst nicht sagen konnten. Jemand musste die Nachricht ausrichten, die gute Nachricht für alle, die im Land der Finsternis wohnen, sei es östlich von Eden oder auf der nördlichen Seite von Greenville. Obwohl wir die Finsternis mehr lieben als das Licht (Johannes 3,19), wird Gott dennoch Mensch: *Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns ...*

Wir alle haben in unseren Lebensgeschichten Dinge, die wir bedauern und mit denen wir noch nicht fertig sind. Die Welt, so schön sie ist, ist niemals genug. Es gibt nicht genug Zeit, nicht genug Raum für die vollständige Erlösung oder volle Wiederherstellung. Selbst der allmächtige Gott hat eine Einschränkung mit uns begrenzten Menschen gemeinsam, sagte Thomas von Aquin: Selbst Gott kann nicht machen, dass unsere Vergangenheit nicht gewesen ist. Die verlorenen Tage holt niemand zurück, nichts lässt sich ungeschehen machen, indem uns genau der richtige Bibelvers einfällt, ein gedankenloses Wort können wir nicht zurücknehmen.

Sie können es nicht. Das ist der Moment, wo Sie Dank sagen dafür, dass das Wort, der ewige Logos, Fleisch geworden ist, unser Fleisch, und bei uns eingezogen ist. Gott weigerte sich, geistlich zu bleiben. Das Wort mischt sich ein mit Worten, die wir uns selbst nicht sagen können, Licht scheint in unserer Finsternis. Denn also hat Gott die Welt geliebt in all ihrer Verkorkstheit und ihrem Schmerz. Nur wir sind da, um die Geschichte zu erzählen. Also stellen wir uns irgendwie dorthin. Wir singen. *Herbei, o ihr*

Gläubigen. Herbei, o ihr Ungläubigen. Lasset uns ihn trotzdem anbeten.

Und Wunder über Wunder, in einer niedergeschlagenen kleinen Gemeinde, von der noch niemand gehört hat, in einer Straße in Greenville im verdammten South Carolina, die ironischerweise auch noch Summit Drive heißt, mit einem emotional unbeholfenen Prediger, der nicht einmal die Barmherzigkeit hat, um einem verstorbenen Dieb, seinem eigenen Vater zu betrauern, ist *Gott bei uns*. Alpha und Omega treten ein in unsere Endlichkeit, verkörpern sich in unsere schiefgelaufenen Geschichten hinein.

Eine unzeitige Geburt, ein abwesender Vater, Gott kommt zu denen mit unreinen Lippen, die nicht zu Gott kommen konnten. Nur zu, Herr, lebe gefährlich: sende mich. ➤

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Christian Rendel





Von Mönchen *und* Märtyrern

**EIN INTERVIEW MIT
ERZBISCHOF ANGAELOS**



Was können uns Märtyrer über Berufung lehren? Der koptische orthodoxe Erzbischof von London, Angaelos, im Gespräch mit Peter Mommsen vom *Pflug Magazin* über die verfolgte Kirche unserer Tage.

Pflug Magazin: „Wandelt würdig der Berufung, mit der ihr berufen seid“, schrieb der Apostel Paulus (Eph 4,1).
Worin besteht diese Berufung?

Erzbischof Angaelos: Wir haben alle eine Berufung, nämlich die, „das Licht der Welt“ und „das Salz der Erde“ zu sein und als Glieder des Leibes Christi zu unseren Gemeinschaften beizutragen. Gott schenkt uns Gaben, damit wir sie einsetzen, wie die treuen Verwalter im Matthäusevangelium Kapitel 25. Sie kamen und zeigten dem Herrn den Gewinn, den sie mit dem gemacht hatten, was ihnen anvertraut worden war. Gott treu nachzufolgen ist eine Berufung.

Natürlich kann Berufung auch konkreter bedeuten, zu einem christlichen Dienst berufen zu sein. Das könnte das Amt des Bischofs, Priesters oder Diakons sein, oder auch desjenigen, der Kindergottesdienste veranstaltet, den Obdachlosen Essen gibt oder auf andere Weise dient.

Dann gibt es ebenso – wie in meinem Fall – die Berufung, Mönch zu sein. Das Mönchtum wurde im vierten Jahrhundert vom heiligen Antonius in den Wüsten Ägyptens gegründet und bildet eine der Säulen der koptisch-orthodoxen Kirche. Heute haben wir pulsierende Klöster und Konvente, in denen engagierte Männer und Frauen ihrer besonderen Berufung nachgehen, für die Kirche und die Welt zu beten, und dem Ruf gehorsam sind, „alles zu verlassen, um mit dem Einen zusammen zu sein“. Aber sie verlassen weder die übrige Kirche noch die Welt: Sie dienen der Kirche und der Welt mit ihren Gebeten. Unsere Gemeindepriester werden als verheiratete Männer ordiniert, während unsere Mönche und Bischöfe alle zölibatär leben.

Sie selbst lebten in einem Kloster. Was hat Sie dazu gebracht?

Ich wurde in Ägypten geboren. Wir emigrierten als Familie nach Australien, als ich fünf Jahre alt war. Als junger Mann empfand ich einen starken Ruf, nach Ägypten zurückzukehren und mich einem Kloster anzuschließen. Ich verließ 1990 Australien, als ich 22 Jahre alt war, und nachdem ich meine

lebenslangen Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams abgelegt hatte, schloss ich mich dem Sankt-Pischoi-Kloster an, im Tal von Sketis – auf Arabisch Wadi El-Natrun. Es liegt auf halbem Weg zwischen Kairo und Alexandria, an der Wüstenautobahn. Dieses Kloster wurde im vierten Jahrhundert gegründet, und einige Gebäude gehen tatsächlich noch auf diese Zeit zurück. Jetzt leben dort etwa 250 Mönche.

Der Schritt, einer religiösen Gemeinschaft gegenüber ein lebenslanges Gelübde abzulegen, erscheint vielen heute als radikal. Was führte sie dazu, Mönch zu werden?

Gott spricht zu uns auf Weisen, die er bestimmt. Wenn Sie und ich über unsere Berufung nachdenken, können wir uns erinnern, wie sie uns damals erschien, und können jetzt im Rückblick vielleicht mehr erkennen. Damals fühlte ich mich innerlich geführt, die Welt zu verlassen und in ein Kloster einzutreten. Ich war in meiner Gemeinschaft in Australien sehr engagiert: Ich diente in der Kirche, ich hatte Politikwissenschaft und Philosophie studiert und dann ein Zusatzstudium in Jura absolviert. Außerdem arbeitete ich. Aber ich habe das alles hinter mir gelassen, weil ich in der Wildnis sein wollte, um zu beten.

Obwohl die überwiegende Mehrheit der Mönche ein Leben lang in ihren Klöstern bleibt, werden wir manchmal an einen anderen Ort geschickt. Wie gesagt, unsere Gemeindepriester werden in der Regel als verheiratete Männer ordiniert, aber es gibt Ausnahmen – wie in meinem Fall. Nach einer Zeit im Kloster wurde ich nach England gesandt, um als Mönchspriester in einer sehr kleinen Gemeinde zu dienen. Dann wurde ich zum Bischof geweiht und nun zum Erzbischof ernannt.

Wie erklären Sie sich die Lebendigkeit der koptischen Klöster?

Wir fasten, wir beten. Diese asketischen Praktiken, die aus dem vierten Jahrhundert stammen, sind nach wie vor ein entscheidender Teil dessen, was uns ausmacht. Die Klöster sind auch ein Zufluchtsort. Selbst wenn es

Das Sankt-Pischoi-Kloster, Wadi El-Natrun, Ägypten



Erzbischof Angaelos mit dem Prior des Bruderhofs, Paul Winter (links), bei einem Treffen zur Erinnerung an die 21 koptischen Märtyrer, Februar 2019.

einen starken Druck gibt, den Glauben aufzugeben, können Männer und Frauen dort hinkommen und eine lebendige

Kirche finden, die auf Gott vertraut.

Entgegen dem Missverständnis einiger nicht-orthodoxer Historiker flohen die frühen Mönche und Nonnen nicht in die Wüste, um dem Märtyrertod zu entgehen, denn die Klöster selbst waren Angriffsziele der Berber um sie herum, die viele der Mönche und Nonnen wegen ihres christlichen Glaubens töteten; aber die Klöster blieben stehen und haben diese Verfolgung überlebt.

Es war noch nie so, dass unsere Klöster nur für Christen oder nur für Kopten gedacht waren. Zum Beispiel hat mein Kloster eine Falltür an der Spitze des Torbogens, der in sicherer Höhe über dem Haupteingang des Klosters ist. Die Mönche ließen sie einbauen, damit sie Nahrung, Wasser und Medikamente für angreifende Plünderer herunterlassen konnten, was dem Ideal christlicher Haushalterschaft und Gastfreundschaft entspricht. Wir müssen uns um unsere Gemeinden kümmern, aber auch um die Welt, sogar um diejenigen, die sich selbst als unsere Feinde betrachten.

Auch im Leben der Laien spielt die Askese eine Rolle. Man fastet etwa zwei Drittel des Jahres und betet täglich. Glauben Sie, dass es einen Zusammenhang zwischen diesem Lebensrhythmus und der Bereitschaft so vieler in Ihrer Kirche gibt, für ihren Glauben zu leiden und vor allem der Bereitschaft, die besondere Berufung zum Martyrium anzunehmen?

Fasten und Liturgie werden zu einem festen Bestandteil des Lebens. Es besteht ein Zusammenhang zwischen dem privaten persönlichen Gebetsleben und dem sehr öffentlichen Zeugnis des Märtyrertums, wie damals, als die 21 Märtyrer im Jahr 2015 vom IS getötet wurden. Darin erkennen wir die Schönheit der Kirche.

Einige mögen die koptische Orthodoxie für veraltet oder irrelevant halten, aber wenn wir jene Märtyrer sehen, die ganz natürlich ihren Glauben bezeugt und sogar den höchsten Preis bezahlt haben, erkennen wir,

dass die koptische Kirche lebt und für ihre Kinder in besonderer Weise sorgt. Die Treue verschmilzt untrennbar mit ihrem Wesen und Gott gibt uns die Gnade, diesen Schmerz zu überwinden und dem Druck zu widerstehen, den Glauben aufzugeben.

Können Sie beschreiben, was in Ägypten in den letzten Jahren passiert ist?

Nun ... das ist keine Frage der letzten Jahre. Der Evangelist Markus verkündigte Christus in Ägypten zur Mitte des ersten Jahrhunderts. Die Kirche ist seither immer dort gewesen, und wir haben immer wieder die eine oder andere Form von Verfolgung erlitten. Das setzt sich in unserer gegenwärtigen Geschichte fort, besonders seit dem Aufstand gegen den damaligen Präsidenten Mubarak im Jahr 2011 – im sogenannten „Arabischen Frühling“ –, wo es zu einem vorübergehenden Zusammenbruch von Recht und Ordnung kam.

Seit jener Zeit haben wir vielfache Formen von gewalttätigem Islamismus erlebt, der sich gegen Christen richtete. Allein in den letzten zwei Jahren haben wir etwa einhundertfünfzig Kinder, Frauen und Männer verloren – durch Terroranschläge in Form von Bombenanschlägen auf Kirchen, Schießereien und der in einigen Regionen anhaltenden Angriffe auf christliche Familien und Einzelpersonen. Am Palmsonntag gab es inmitten der Feierlichkeiten Bombenanschläge auf Kirchen in Alexandria und Tanta, Schüsse auf Gläubige, die aus den Kirchen kamen, und mindestens zweimal Anschläge auf Pilger, die sich in einem Bus auf der Pilgerfahrt zu einem Kloster befanden. Bei einem davon wurde eine ganze Großfamilie auf ihrer Rückkehr von einer Taufe im Kloster angegriffen.

Das Zeugnis der koptischen Christen in Ägypten besteht darin, dass sie weiterhin ihr Leben leben, auch wenn sie wissen, dass sie Zielscheiben sind. Ich habe Familien gekannt, die miteinander beten, bevor sie in den Gottesdienst gehen, weil sie wissen, dass sie vielleicht nicht mehr alle zurückkommen.

Papst Franziskus hat den Ausdruck „die Ökumene des Blutes“ verwendet. Inwieweit hat die Verfolgung der koptischen Kirche in den letzten Jahren neue Chancen für die Einheit der Christen geöffnet?

Ich habe diese Äußerung von Papst Franziskus zum ersten Mal im Jahr 2013 in Rom anlässlich des vierzigsten Jahrestages der Unterzeichnung des

christologischen Abkommens zwischen unseren beiden Kirchen gehört, das die theologische Frage klärte, die uns im fünften Jahrhundert gespalten hatte.

Wir dürfen nicht vergessen, dass einer der 21 libyschen Märtyrer von 2015 kein Kopte war, sondern Ghanaer. Aber auf eine seltsame Art bringt Verfolgung uns zur Einheit. Wenn die Verfolger kommen, fragen sie nicht, welcher Konfession du angehörst, sie töten dich – nur weil du ein Christ bist. Von unseren Verfolgern werden wir alle gleich bezeichnet, und da sollten wir als Leib Christi diese Gemeinsamkeit gewiss anerkennen.

Nicht nur Kopten werden verfolgt. In letzter Zeit gab es Bombenanschläge auf Kirchen in Sri Lanka und im Irak, und Christen wurden auch in Syrien und in Nigeria getötet. Wir alle müssen uns das zu Herzen nehmen; wir müssen lernen, füreinander zu beten, füreinander einzutreten und den Schmerz und die Freude des anderen zu teilen. Ich kann mich nicht zurücklehnen und damit abfinden, dass ein anderer Mensch verfolgt wird, und dies gilt umso mehr, wenn der andere, gemeinsam mit mir, ein Glied am Leib Christi ist.

Im vergangenen Jahr waren wir beide gemeinsam auf einer Reihe von Veranstaltungen zum Gedenken an die 21 Märtyrer. Theologisch und kulturell lässt sich schwer eine größere Distanz im Leib Christi vorstellen als zwischen meiner täuferischen Gemeinschaft, dem Bruderhof, und der koptisch-orthodoxen Kirche. Aber ich war beeindruckt, wie offensichtlich es war, dass wir ein Leib sind. Zum Beispiel gibt es auch bei den Täufern eine Tradition, die Geschichten der Märtyrer zu erzählen. Damit will ich nicht die Unterschiede leugnen, aber sie schienen mir dadurch an die richtige Stelle gerückt.

Auf jeden Fall. Wir sollten die theologischen Unterschiede nicht übertünchen, aber das bedeutet nicht, dass wir nicht Schulter an Schulter in unserer Arbeit zusammenstehen könnten, so wie es die koptische Kirche und der Bruderhof im vergangenen Jahr getan haben.

Wir haben über Verfolgung gesprochen, aber es besteht auch ein Druck, der weniger dramatisch, aber möglicherweise unserem Glauben genauso gefährlich ist. Unsere freiheitsliebende Kultur schätzt Autonomie über alles. Man will sich immer alle Möglichkeiten offen halten. Nachfolge hingegen ist eine Berufung, die wir nicht



wählen. Wir können sie annehmen oder ablehnen, aber wir bestimmen nicht, was sie beinhaltet. Und wenn wir diesen Ruf annehmen und Christus unsere volle Loyalität erweisen, halten wir uns nicht alle Möglichkeiten offen. Ist es heute schwieriger, den Ruf der Nachfolge anzunehmen als in früheren Jahrhunderten?

Jede Zeit hat ihre eigenen Herausforderungen. Dennoch, als ich von Seiner Heiligkeit, dem verstorbenen Papst Schenuda III., ausgesandt wurde, um in England zu dienen, sagte er etwas, was mir in Erinnerung geblieben ist: In der Vergangenheit habe das Problem immer darin bestanden, dass es eine Wahl zwischen Richtig und Falsch gab und die Menschen das Falsche wählten. Im Gegensatz dazu verschwimmt jetzt die Grenze zwischen dem, was richtig und dem, was falsch ist. Das ist die Herausforderung für unsere Kinder und für andere, die wir zu erreichen versuchen. Alles wird nun als relativ angesehen. Für einige gibt es buchstäblich nichts, was als heilig gilt.

Das im vierten Jahrhundert gegründete Sankt-Pischoi-Kloster beherbergt heute zweihundertfünfzig Mönche.



Das syrische
Kloster, Wadi
El-Natrun,
Ägypten

Wenn wir unseren Kindern jedoch von klein auf dienen, wenn wir sie führen, wenn wir ihnen zeigen, dass wir selbst treu und nicht heuchlerisch sind, dann werden wir den Glauben weitergeben. Wenn in meiner Predigt und in meinem Verhalten die Botschaft Christi stark und eindeutig bleibt, werde ich auch in der Lage sein, die Menschen zu erreichen. Der Geist in ihnen wird sich immer noch danach sehnen.

Viele Christen im Westen scheinen um die Tage zu trauern, als das Christentum noch die kulturellen Grenzen bestimmte. Im Gegensatz zur Kirche im Westen ist die koptische Kirche seit Jahrhunderten eine Minderheitsreligion. Was könnten die Kirchen im Westen von den Erfahrungen der koptischen Kirche lernen?

Wir sind sicherlich eine zahlenmäßige Minderheit in Ägypten, da es in Ägypten weniger koptische Christen gibt als Muslime, aber wir lehnen es ab, als Minderheit eingestuft zu werden. Wir in Ägypten sehen uns – ebenso wie viele andere christliche Gemeinschaften im Nahen Osten – als die ursprünglichen Bewohner der Länder, in denen wir noch heute leben. Wir sind hier ansässig.

Neunzig Prozent der koptischen Christen leben immer noch in Ägypten. Das ist natürlich ein ganz

anderes Szenario als für Christen in Syrien, im Irak, in Libyen und in den palästinensischen Gebieten, wo die überwiegende Mehrheit der Christen inzwischen ihre Heimat verlassen hat.

Wenn man unter Druck gesetzt wird, ändert sich die Art und Weise, wie man seinen Glauben lebt. Menschen haben weniger Möglichkeiten, gleichgültig zu werden, und somit ist ihr Zeugnis existenzieller und kräftiger.

Sie sind ein Bischof – das bedeutet, dass Sie ein Hirte sind. Was bedeutet es, diese Berufung zu haben?

Diese Berufung hat immer Vorrang; ich fühle mich verpflichtet, den Menschen, die mir anvertraut sind und für die ich verantwortlich bin, zur Verfügung zu stehen. Das ist es, was mich antreibt.

Die Beziehungen zu diesen Menschen, denen ich in den letzten dreißig Jahren gedient habe, werden für mich immer das Wichtigste sein. Das sind Menschen, die sich auf mich verlassen und die mir anvertraut wurden. In unserer Kirche haben wir ein sehr starkes Empfinden für den direkten seelsorgerlichen Dienst, bei dem der Priester oder Bischof ein Vater ist. Nicht wie ein Vater, sondern *wirklich* ein spiritueller Vater. Das bedeutet, dass wir nicht in den Ruhestand gehen,

sondern im Dienst sterben. Wenn ein Bischof, wie in meinem Fall, mit einer Diözese betraut wird, dient er ihr sein Leben lang.

Da ich hier in London als Priester angefangen habe, wenden sich alle in unseren Gemeinden direkt an mich. Während mein Büro sich mit der gesamten nach außen gerichteten Arbeit beschäftigt, einschließlich all unserer ökumenischen Beziehungen, der Interessenvertretung usw., kommen alle seelsorgerlichen Belange direkt zu mir. Die Leute rufen mich direkt an und vereinbaren direkt mit mir Gesprächstermine. Ich mache immer noch Hausbesuche, ich höre immer noch Beichten. Ich taufe die Kinder der Kinder, die ich getauft habe, als ich zuerst hier ankam. Diese Verlässlichkeit ist wichtig für die Menschen, denen wir dienen.

Wir sind von Gott beauftragt, seinen Kindern zu dienen, und es macht etwas aus, ob wir dieser Berufung treu sind oder nicht. Je treuer wir das Hirtenamt ausüben, desto mehr Menschen sind in der Lage, Christus in ihrem Leben wirklich zu folgen und in sein Reich zu gelangen.

Wir haben von Berufung gesprochen. Aber es gibt Menschen, die meinen, sie hätten keine Gaben, die sie anbieten könnten. Sie glauben nicht, dass sie zu etwas berufen sind. Wie ermutigen Sie solche Menschen?

Nun, zunächst würde ich ihnen sagen, dass sie sich irren. Jedem sind Gaben gegeben. Unser Gott ist ein großzügiger Gott. Er liebt uns als seine Kinder und gibt uns Gaben, derer wir nicht würdig sind und die wir nicht wirklich verdient haben, damit wir sie für sein Reich einsetzen können. Wenn wir nicht in der

Lage sind, diese Gaben zu erkennen, dann sind wir entweder von den Menschen um uns herum nicht befähigt worden, sie ausreichend zu erkennen, oder wir fallen auf einen Trick Satans herein, der uns das Gefühl geben will, dass wir wertlos sind, um uns so unwirksam zu machen. Wir alle haben sicherlich etwas zu geben, aber manchmal können wir selbst es nicht erkennen.

Wenn wir eine Investition tätigen wollen, suchen wir uns einen Finanzberater. Wenn wir fit werden wollen, haben wir einen Fitness-Trainer. Auch wenn es um unsere Spiritualität geht, brauchen wir jemanden, der uns in der Nachfolge anleitet. Das sind die Menschen, die uns helfen werden, herauszufinden, was unsere Berufung ist, was unsere Gaben sind und wie wir sie gut einsetzen können. Das sind die Menschen, die uns zur Rechenschaft ziehen werden, wenn wir sie nicht oder nicht richtig nutzen. Unsere Familien, unsere treuen Freunde, unsere geistlichen Leiter, unsere Priester können uns sicherlich helfen.

Wir haben immer etwas beizutragen, und seien es auch nur das Scherflein der Witwe oder die fünf Brote und zwei Fische des kleinen Jungen. Wir sind berufen, und das bedeutet, dass wir vor Gott dafür verantwortlich sind, diesen Ruf anzunehmen und unsere Gaben zu nutzen. Auch wenn sie uns unbedeutend erscheinen, ist es falsch, so zu denken. Denn Gott ist in der Lage, durch den Segen, den er auf sie legt, so viel mehr aus ihnen zu machen. ➔

*Dieses Interview vom 31. Juli 2019 wurde zur besseren Lesbarkeit überarbeitet und gekürzt.
Übersetzt von Birgit Currlin.*

Der Künstler der Erinnerung

STEPHANIE SALDAÑA

Ein christlicher irakischer Maler bewahrt Einblicke in eine Welt, die im Krieg zerstört wurde.

Sami Lalu
Jahola,
Braut von
Karakosch

ALS DER ISLAMISCHE STAAT am 6. August 2014 in das antike christliche Karakosch im Irak einmarschierte, flohen fast alle fünfzigtausend Einwohner: Mütter und Kinder, Priester und Nonnen, Ingenieure, Bauern und Musiker. Unter ihnen war Sami Lalu Jahola, ein älterer Künstler, der sein Leben lang die religiösen Bilder für viele Kirchen des Ortes gemalt hatte. Obwohl er und seine Familie entkommen konnten, blieben fast alle seine Werke zurück und wurden systematisch zerstört.

Als ich ihn drei Jahre später traf, lebte er als Flüchtling in Jordanien, und von seinen vernichteten Gemälden waren lediglich Fotos übrig geblieben. Doch als ich seine Sammlung kennenlernte und die Bilder von Maria und Jesus, den in seinem Herkunftsort besonders

verehrten Heiligen, und die mit ihren Trachten geschmückten Frauen von Karakosch sah, begann ich zu verstehen, dass das Foto eines zerstörten Gemäldes zu einem eigenen Kunstwerk werden kann: eine Erinnerungslandschaft, die die von ihnen dargestellte Welt überdauert, eine Schönheit, die ihre eigene Zerstörung überlebt. Die Gesichter auf diesen Fotos gewinnen umso mehr an Aussagekraft, als sie die Last dessen tragen, was mit ihnen geschehen ist. Sowohl durch seine Gemälde als auch durch seine Fotografien bin ich dazu gekommen, Sami Lalu als einen Künstler der Erinnerung wider Willen zu betrachten – ein Mann, der aufgezeichnet hat, was verschwunden, aber auch geblieben ist. Wie der Dichter W. S. Merwin schrieb: „Woran du dich erinnerst, das ist gerettet.“

Stephanie Saldaña ist eine im Nahen Osten ansässige Schriftstellerin und Autorin des kürzlich erschienenen A Country Between (Sourcebooks, 2017). Sie lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern in Jerusalem.





Sami Lalu
Jahola

ICH ERFUHR von Lalus Arbeit durch andere Karakosch-Flüchtlinge in Amman, Jordanien, die mir sagten, dass in ihrem Viertel still und leise einer der bekanntesten Maler ihrer Heimat lebte. Er schuf die religiösen Bilder, mit denen sie aufgewachsen waren, darunter die des berühmten Klosters von Mar Behnam und Sarah. Als der IS einmarschierte, wurden seine Kinder in mehrere Länder verstreut, und

er und seine Frau flohen hierher.

Als ich Lalu das erste Mal sah, ging er langsam und bedächtig auf die Total Tankstelle im Viertel Haschem al-Schomali zu, wo wir einen Termin vereinbart hatten. Er war in seinen späten Siebzigern, hatte weiße Haare und war trotz der glühenden Hitze sorgfältig in einen schwarzen Anzug gekleidet. Er begrüßte mich herzlich und führte mich dann zurück auf die Straße, durch ein Tor und einen kleinen Garten, ein paar Treppen hinauf und schließlich in eine winzige Wohnung – spärlich eingerichtet und eindeutig nicht sein dauerhaftes Zuhause. Seine Frau Sabiha begrüßte ihn auf Aramäisch, einer Variante des Syrischen, die sie miteinander sprachen. Ich bemerkte ein paar neue Gemälde an den Wänden, frische Werke im Exil. So begann ich, Sami Lalu zu besuchen, damit er mir von seinen Jahrzehnten als Maler in der Ninive-Ebene im Irak erzählen konnte.

„WER IST DIESE FRAU auf dem Bild?“, fragte ich Lalu. Das Foto des Porträts der Braut von Karakosch fiel mir sofort sowohl als Gemälde als auch als historisches Dokument auf. Die strahlende Braut blickt gelassen nach vorne, geschmückt in der kompletten Tracht des Dorfes Karakosch: eine bunte Kopfbedeckung mit Goldschmuck, eine blaue Jacke, ein gelbes Untergewand, genannt *Schokta*, und ein gelb-schwarzer *Habria*-Schal, der zu festlichen Anlässen getragen wird. Darüber trägt die Braut den aufwendig gewebten *Schahl*, einen äußeren gewickelten Umhang, der mit

Blumen, sich an den Händen haltenden Familien, Vögeln und farbenfrohen Linien bestickt ist. In der Ninive-Ebene besitzt jedes christliche Dorf seine eigene einzigartige Tracht, die vor allem von älteren Frauen an Hochzeiten und Feiertagen getragen wird. Der *Schahl* weist sie als eine Frau aus Karakosch aus, so deutlich wie ein Namensschild.

„Es ist meine Frau!“, rief Lalu, und er hielt das Foto des Gemäldes neben Sabishas alterndes Gesicht, damit ich sie erkennen konnte.

„Ich war damals dünner“, fügte sie lachend hinzu. Sie sagte mir, dass sie es gewesen war, die die Initiative ergriffen hatte, als die beiden sich kennenlernten. „Ich sah ihn“, sagte sie, „und schnappte ihn mir.“ Ich musste mich daran erinnern, dass die Sprache, die sie mit Lalu sprach, als sie uns Tee servierte, vom Verschwinden bedroht ist. Ab und zu klingelte sein Telefon, wenn ihre Kinder anriefen, die nach Frankreich und Australien umgesiedelt waren – eines war im Irak geblieben –, und er stellte das Telefon auf Lautsprecher, so dass ihre Stimmen im Raum widerhallen: sowohl weit weg als auch noch gegenwärtig.

Ich hatte erwartet, von Lalus religiösen Gemälden beeindruckt zu sein, aber es waren seine Bilder des täglichen Lebens, die mich in ihren Bann zogen – unbequeme Erinnerungen daran, dass dieses Leben auf ewig unterbrochen werden kann. Die traditionelle Tracht taucht in Lalus Werk immer wieder auf. Er zeigte mir das Foto eines Gemäldes der Dorffrauen von Karakosch, die ihre traditionellen Kleider trugen und unter einem monumentalen Steinbogen hindurchgingen, den gleichen gelben Schal um jede ihrer Schultern gewickelt. Der *Schahl*, diesmal schmucklos, erscheint wieder in einem dritten Bild von Dorfbewohnern, die Weizen ernten. In noch einem weiteren Gemälde posiert seine Tochter in der assyrischen Tracht eines anderen christlichen Dorfes: eine mit Federn überzogene Kopfbedeckung. Es war, als ob Lalu schon vor dem Krieg wusste, dass es wichtig sein würde, das *Sosein* seiner Welt, ihrer Trachten und Einzelheiten festzuhalten, die verschwinden würden, sobald die Christen fortgehen.



BEI LALU GEHT DIE LIEBE zum *Sosein* bis in seine Kindheit zurück. 1942 in Karakosch geboren, wollte er schon als Junge Künstler werden. „Ich habe es geliebt, zu Hause zu zeichnen“, erzählte er mir. „Ich sah, wie schön das Leben war. Alles, was ich sah, wollte ich wiedergeben.“ Einer der Bischöfe zeigte ihm ein Buch mit Gemälden von Michelangelo, Raffael und da Vinci.

„Könnte das für mich möglich sein?“, fragte sich der junge Lulu. Sein Vater war ein Weber. Viele andere waren Bauern, und das Dorf war bekannt für seinen Weizen und seine Gerste. Es war kaum vorstellbar, ein Künstler zu werden.

Doch seine Familie ermutigte ihn, und schließlich reiste er nach Bagdad, wo er sich an der Fakultät der freien Künste einschrieb, um Malerei, Skulptur und Keramik zu studieren. Als er nach Karakosch zurückkehrte, wurde er zum Maler und Kunstlehrer des Dorfes: Ustes Sami, oder Lehrer Sami, wie ihn eine ganze Generation von Schülern nennen würde.

In vielerlei Hinsicht war Lulus Arbeit eine praktische. Als größte christliche Gemeinde im Irak beherbergte Karakosch sieben katholische Kirchen. Viele von ihnen waren geliebten Heiligen gewidmet,

die außerhalb dieser Gegend weitgehend unbekannt waren, aber von den Dorfbewohnern verehrt wurden. Diese Kirchen brauchten Kunst. Priester gaben Plakate für Veranstaltungen und Andachtsbilder in Auftrag: Lulu sollte einfach ein Bild des Heiligen, der heiligen Familie oder der Taufe Jesu anfertigen, vor dem ein Gebet gesprochen oder eine Kerze angezündet werden konnte. Wann immer ein neuer Bischof oder Patriarch eingesetzt wurde, wurde Lulu mit der Erstellung des offiziellen Porträts beauftragt. Wenn er nicht unterrichtete oder religiöse Kunst schuf, malte er die Mitglieder seiner Familie.

Lulus öffentlichste Werke waren die im Kloster von Mar Behnam und Sarah in einem Dorf außerhalb von Karakosch, wohin Christen, Muslime und Jesiden aus der ganzen Umgebung gepilgert kamen. Sarah und Behnam, zwei Märtyrer aus dem vierten Jahrhundert, waren vom heiligen Mattai (Matthäus) zum Christentum bekehrt worden, nachdem Sarah von Lepra geheilt worden war. Ihr Vater, König Sinharib der Assyrer, befahl ihre Hinrichtung, als er erfuhr, dass seine Kinder Christen geworden waren. Später bereute er seinen

Ein Foto von Lulus Gemälde *Al-Hossat in Karakosch*



Ein Foto von Lalus Skizze des letzten Abendmahls

Befehl. Als Zeichen seiner Reue baute er das Kloster in der Nähe ihres Grabes. Diese Heiligen waren in der Stadt Karakosch so beliebt, dass viele Kinder ihre Namen trugen; eine zweite Kirche im Dorf selbst wurde ebenfalls ihnen gewidmet.

Jahrelang war der Bruder von Sami Lala, Monsignore Francis Jahola, der verantwortliche Priester des Klosters. Er hatte Lala von Kindheit an unterstützt, und jetzt lud er ihn ein, mehrere Werke für das Kloster zu schaffen. An den Außenmauern arbeitete Lala an zwei weißen Gipsreliefs – eines von Matthäus, der Sarah tauft, das andere von Behnam, der auf seinem Pferd reitet – basierend auf

einer älteren Gravur innerhalb der Anlage. In der Kirche fertigte er ein Gemälde des Abendmahls an, das von Leonardo da Vinci inspiriert, aber an den ländlichen irakischen Kontext angepasst wurde. Er lebte zwei Jahre lang im Kloster und arbeitete an dem Gemälde. Um aus dem wirklichen Leben zu malen, deckte er jeden Tag für Jesus und die Jünger einen Tisch aus Olivenholz mit Bechern aus Ton und Handtüchern und in der Klosterküche gebackenem Fladenbrot. Den Hintergrund füllte er mit Mauern aus irakischem Stein.

„Ich habe zwei Jahre daran gearbeitet“, sagte er mir. „Jetzt ist es weg.“



Ebenso wie sein Bild von der Taufe Jesu sowie das ikonenhafte Bild von Maria mit Kind, das einst in einer Kirche in Mossul hing. Dennoch nahmen mich die Fotografien dieser verlorenen Gemälde immer wieder in ihren Bann. Vielleicht liegt es daran, dass diese Bilder, fest in Alltagsszenen und täglicher Frömmigkeit verwurzelt, an eine tiefere Trauer erinnern, an den Verlust dessen, was der Theologe und Jesuit Karl Rahner die „Theologie der alltäglichen Dinge“ nannte. Es sind nicht die großen Verluste, sondern die scheinbar kleineren, die die Exilanten zu verfolgen scheinen: der

verlorene Haussegel über einer Tür, das Kleid, das nicht mehr zu einer Hochzeit getragen wird, die Kerze, die nicht angezündet wird, die besondere Tasse Kaffee, die weg ist, der nicht mehr erreichbare örtliche Wallfahrtsort. Seine Fotografien zeigen, dass selbst die überwältigendste Trauer im persönlichen Einzelfall am deutlichsten zum Ausdruck kommt.

HEUTE SIND TAUSENDE von Christen aus Karakosch rund um die Welt verstreut und versuchen, in fremden Ländern ein neues Leben anzufangen. Andere bleiben Flüchtlinge in Ländern wie Jordanien und hoffen auf Visa. Tausende sind zurückgekehrt, um ihre Stadt wieder aufzubauen. Auch die Kirchen von Karakosch und seiner Umgebung werden wiederhergestellt, einschließlich des Klosters. Doch wir können die Tatsache nicht leugnen, dass das Christentum im Irak kurz vor dem Verschwinden steht.

Das letzte Mal, als ich Lalu besuchte, waren seine Koffer gepackt, und ein paar Wochen später zogen er und seine Frau nach Melbourne, Australien, wo sie endlich wieder mit drei ihrer Kinder zusammentrafen. Während seiner letzten Monate in Jordanien hatte Lalu ein letztes Werk fertiggestellt: ein großes Gemälde von Mar Saina, eines weiteren in Karakosch geliebten Heiligen. Bei unserem letzten Treffen zeigte er mir auch dieses Gemälde in Form einer Fotografie, aber nicht, weil es durch den Krieg zerstört worden wäre. Stattdessen hatte Lalu jemanden gebeten, das Gemälde nach Karakosch zu bringen, in der Hoffnung, dass es in der Kirche von Mar Saina in der Nähe seines alten Hauses aufgehängt werden könnte, so dass noch eine Kerze davor angezündet und sich jemand an ihn erinnern könnte. ➤



RACHEL PIEH JONES

Eine Liebe, stärker als Angst

Die Aussichten, als Frau am Horn von Afrika inmitten des brisanten Gemischs aus Krankheiten, Krieg und religiösem Extremismus etwas bewirken zu können, waren gering. Doch Annalena Tonelli blieb trotzdem – und fand einen Weg, die tödlichste Krankheit der Menschheitsgeschichte zu besiegen.

BRAHIM, ein dreijähriger Somali-Junge, litt sowohl an Unterernährung als auch an Wirbelsäulentuberkulose. Polizisten hatten ihn in der Wüste im Nordosten Kenias gefunden, als er dem Hungertod nahe war. Er klammerte sich an jeden, der ihn auf den Arm nehmen wollte, und drückte seinen Kopf an dessen Brust. Annalena Tonelli, eine Italienerin, die als Lehrerin im kenianischen Wajir arbeitete, nahm ihn aus dem Krankenhaus mit zu sich nach Hause; sie wollte auch nachts in seiner Nähe sein, damit er nicht allein war, wenn er starb.

Als Annalena Ibrahim zum ersten Mal auf das Bett legte, zog er sie zu sich herunter, damit sie sich neben ihn legte, und drückte seinen Kopf an ihr Herz. „Wer weiß, wie sehr er gelitten hat. Jetzt will er einfach nur Trost, Frieden und die Geborgenheit des Herzschlags einer Mutter“, bemerkte sie zu einer anderen Pflegerin.

In den 1970er Jahren war das Leben hart in Wajir, einer abgelegenen Region, in der vor allem Somalis lebten. Eine UNICEF-Studie erklärte das Wasser als ungeeignet für den menschlichen Verzehr. Löwen griffen isolierte Nomaden an, und Schlangenbisse gehörten zum Alltag. Die Temperaturen stiegen auf 40 Grad Celsius, Strom gab es nicht. In den seltenen Fällen, in denen Regen fiel, konnte dieser zu katastrophalen Überschwemmungen führen. Im Krankenhaus fehlte es an ausreichendem Personal, Ausrüstung und Medikamenten. Tuberkulose, Malaria, Typhus, Cholera und Denguefieber breiteten sich aus.

Annalena zog 1970 zum Unterrichten nach Wajir. Doch während einer Cholera-Epidemie tauschte sie ihre Arbeit gegen die Pflege von kranken Kindern wie Ibrahim. Mit der Zeit wandte sie ihre gesamte Aufmerksamkeit der Behandlung von Tuberkulose zu, einer Infektionskrankheit, die bei Somalis mit einem starken Stigma behaftet war (und auch heute noch ist). Die Menschen gebrauchten das Wort Tuberkulose nicht und bestanden darauf, dass sie

nur Husten hätten. Wenn eine Gemeinschaft herausfand, dass eines ihrer Mitglieder Tuberkulose hatte, wurde die erkrankte Person häufig ausgegrenzt oder sogar verstoßen. Viele starben lieber, als mit dieser Diagnose gebrandmarkt zu werden.

In den Industrieländern nehmen viele Menschen nach wie vor an, dass es Tuberkulose nicht mehr gibt. Dr. Paul Farmer, der sich in Haiti gegen Tuberkulose engagierte, bringt es auf den Punkt: „Die ‚vergessene Krankheit‘ geriet in Vergessenheit, weil sie die Wohlhabenden nicht mehr heimsuchte.“ Das begann sich erst 2016 zu ändern, als in den Vereinigten Staaten zum ersten Mal nach Jahrzehnten wieder Tuberkulosefälle auftraten und es im Jahr darauf zu den ersten Todesfällen durch therapieresistente Tuberkulose kam. Ungefähr zur gleichen Zeit kündigte Südkorea neue Gesetze an, wonach jeder Einwohner zweimal im Leben getestet werden muss. Medienberichte zeigten sich schockiert darüber, dass diese, dem 19. Jahrhundert zugerechnete Krankheit uns Menschen nach wie vor betrifft.

Dr. Onkar Sahota, Vorsitzender des Londoner Gesundheitsausschusses, drückte es 2015 so aus: „Wir denken, die Tuberkulose sei eine Krankheit der Entwicklungsländer oder längst vergangener Tage, aber sie ist eine Krankheit der Gegenwart. Sie war mit Sicherheit eine Krankheit der Vergangenheit, und wir müssen dafür Sorge tragen, dass sie keine Krankheit der Zukunft wird.“

ANNALENA hatte nicht viel über Tuberkulose gewusst, als sie nach Kenia kam, aber sie hatte sich seit ihrer Jugend zu den Kranken, Armen und Ausgestoßenen hingezogen gefühlt. In ihrer italienischen Heimatstadt Forlì hatte sie eine Organisation namens „Komitee zur Bekämpfung des Welthungers“ gegründet. Doch in ihren Augen war das nicht genug. Sie entdeckte ein in Italien als Casermone bezeichnetes Armenviertel und begann, dort immer mehr Zeit zu verbringen. Sie begleitete

Rachel Pih Jones schreibt aus Dschibuti, wo sie und ihr Mann eine internationale Schule leiten. Im Oktober wird Plough ihr Buch Stronger than Death: How Annalena Tonelli defied Terror and Tuberculosis in the Horn of Africa (Deutsch: Stärker als der Tod: Wie Annalena Tonelli am Horn von Afrika Terror und Tuberkulose die Stirn bot) veröffentlichen, aus dem dieser Artikel in einer bearbeiteten Fassung übernommen wurde. plough.com/StrongerThanDeath



Kinder aus dem Casermone zu Arztterminen, bezahlte Schulgebühren und schnitt ihnen sogar die Zehennägel. Wenn bei ihr zu Hause das Telefon klingelte und jemand um Holz oder Kohlen bat, rannte Annalena los.

Sie drängte ihre Freunde und Geschwister, sich ihr anzuschließen, was diese, angezogen von ihrer überzeugenden Ausstrahlungskraft, auch taten. Eine ihrer Freundinnen, Maria Teresa, wurde Annalenas Mitstreiterin und teilte zeitlebens ihre Vision zu dienen. Als Maria Teresa später gefragt wurde, was Annalena, die katholisch erzogen worden war und eine tiefe Liebe zu Jesus empfand, inspiriert hatte, antwortete sie: „Gandhi, Gandhi, Gandhi.“ Dann fügte sie hinzu: „Sie lernte von Gandhi, dass man, um zu lieben, sein Ego willentlich und bewusst abstreifen und seine eigenen Bedürfnisse zurückstecken muss.“ Annalena bezeichnete den indischen Unabhängigkeitskämpfer als ihr „zweites Evangelium“.

Anfang der 1960er Jahre, als Annalena Gandhi las, vollzogen sich auch im italienischen Katholizismus radikale Veränderungen. Das Zweite Vatikanische Konzil sprach sich für den Dialog mit anderen Religionen aus und forderte die Laiengläubigen auf, sowohl vor Ort als auch weltweit ihre missionarische Berufung zu leben. Gläubige mussten nicht länger Nonnen oder Priester werden oder unter der Schirmherrschaft der Kirche arbeiten, um den Armen zu dienen oder im geistlichen Leben ihrer Gemeinden eine bedeutende Rolle zu spielen. Das passte zu Annalenas unabhängigem Wesenszug ebenso wie die erneute Betonung des sozialen Handelns als einer gültigen Form der Berufung zur Mission. Ihre Erfahrungen im Casermone führten sie zur Suche nach einem Ort, an dem sie für den Rest ihres Lebens leben und den Armen dienen konnte. Inspiriert durch eine Freundin, Pina Ziani, die in Ostafrika unter Leprakranken arbeitete, ließ sich Annalena in Kenia nieder. Pina verhalf ihr zu einer Anstellung als Lehrerin, und 1969 verließ Annalena Italien.

„Die Armen warten auf uns“, sagte Annalena in einer ihrer wenigen öffentlichen Erklärungen. „Die Wege zu dienen sind unendlich und der Fantasie überlassen. Lasst uns nicht darauf warten, gesagt zu bekommen, wie wir dienen sollen. Wir erfinden und leben den neuen Himmel und die neue Erde an jedem Tag unseres Lebens ... Wenn wir nicht

lieben, bleibt Gott ohne Manifestation. Wir sind das sichtbare Zeichen seiner Gegenwart, und wir lassen ihn lebendig werden in dieser höllischen Welt, in der es ihn nicht zu geben scheint. Jedes Mal, wenn wir bei einem Verwundeten verweilen, lassen wir Gott lebendig werden.“

MIT IHRER ANKUNFT in Kenia wurde Annalena von den Beschränkungen und Strukturen der katholischen Kirche unabhängig. Doch sie wusste, dass sie eine unterstützende Gemeinschaft um sich herum brauchen würde. Schon bald hatten sich ihr Maria Teresa und fünf weitere Frauen angeschlossen. Morgens beteten sie und lasen gemeinsam die Heilige Schrift, und den Rest des Tages verbrachten sie damit, die Kranken zu pflegen. Sie errichteten eine Physiotherapieeinrichtung und nannten sie Farah Center, Zentrum der Freude.

Maria Teresa und die anderen Frauen behandelten Menschen mit Behinderungen, die auf Kinderlähmung und andere Kinderkrankheiten zurückgingen. Annalena zog es stets zu den Ärmsten und Ausgestoßenen. Infolge von fehlender medizinischer Versorgung, Aberglauben und Stigmatisierung bedeutete dies zu jener Zeit, dass sie sich Somali-Nomaden mit Tuberkulose zuwandte.

Eine junge Frau, deren Name vom Sand und der Zeit verweht wurde, steht stellvertretend für all jene, denen sie diente. Sie war an Kinderlähmung erkrankt und jetzt aufgrund von Tuberkulose dem Tode nahe. Annalena saß in den letzten Stunden ihres Lebens an ihrer Seite. Obwohl sie sich in keiner gemeinsamen Sprache verständigen konnten, sagte Annalena, dass sie und diese Frau einander verstanden.

Die Beine der Frau waren kraftlos und dünn wie Stöcke, ihr Körper so ausgezehrt, dass es beängstigend war – ein mit Knochen gefüllter Reisack. Aber ihr Gesicht war voller Ausdruckskraft und Wachsamkeit. Den Regeln ihres Stammes folgend trug sie den schwarzen Schleier einer verheirateten Frau, dessen Bescheidenheit ihr Würde verlieh. Obwohl sie inzwischen geschieden war, kleidete sie sich noch immer mit dem Stolz einer Frau, die verheiratet und einmal auserkoren gewesen war.

Mit Gesten und Blicken bat sie Annalena, die folgende Nacht bei ihr im Zimmer zu bleiben. Die

Frau hustete unaufhörlich. Annalena saß neben ihr. Hier war einer von „Gottes Sperlingen“ – eines von Annalenas Lieblingsworten, mit denen sie die Kranken beschrieb – dabei, zu Boden zu fallen, in Gottes Beisein und vom eigenen Volk unbeachtet.

Annalena wurde müde, die Hitze ließ ihren Kopf schwer werden und auf ihre Brust sinken und machte sie schläfrig. Sie betete, um sich wach zu halten. Die Hitze und das Fieber schwächten die kranke Frau. Annalena schrieb, dass sie sie „mit unendlicher Zärtlichkeit“ liebe. Doch selbst diese Liebe konnten Annalenas Augen für die nächtliche Wache nicht offen halten.

Als ihr Kopf nach unten sank und ihr Körper im Schlaf zusammensackte, zog die Frau das schmutzige Kissen unter ihrem Kopf hervor und bot es Annalena an. Annalena lehnte es nicht ab, obwohl das Kissen voller Krankheitserreger war.

Gegen fünf Uhr morgens erwachte Annalena, nahm die Hand der Frau und lächelte sie an. „Vielleicht kann ich am Ende meines Lebens sagen, dass alles, was ich auf meinem Weg durch diese Welt getan habe, darin bestand, die Hände der Sterbenden zu halten und zärtlich zu lächeln“, kommentierte sie später. Das Licht der Kerosinlampe erhellte das Gesicht der Frau. Es kostete sie Mühe zu sprechen. „Gott ist ... im Namen Gottes, gütiger, barmherziger ..., gehen!“ Und dann starb sie.

„Diese Menschen müssen im Himmel reich belohnt werden“, schrieb Annalena, „weil sie auf Erden so furchtbar gelitten haben.“

TROTZ DES INFIZIERTEN KISSENS und des ständigen engen Kontakts mit den Kranken wurde Annalena selten krank. Gelegentlich kämpfte sie mit Malaria oder Erschöpfung, aber sie testete nie positiv auf Tuberkulose. Im Krankenhaus von Wajir begann Annalena, die Tuberkulose-Medikation zu beaufsichtigen. Freunde in Italien schickten ihr Bücher und Artikel über Tuberkulose-Kontrolle und Kombinationstherapie. Sie reiste nach Spanien, später nach London, um Medizinkurse zu besuchen. Sie erfuhr von Versuchen zur Entwicklung einer Kurzzeittherapie, die die Behandlungszeit von achtzehn auf sechs Monate verkürzen sollte. Deren 33-prozentige Erfolgsquote würde sich, so spürte



„Die Wege zu dienen sind unendlich und der Fantasie überlassen. Lasst uns nicht darauf warten, gesagt zu bekommen, wie wir dienen sollen.“

Annalena Tonelli

sie, unschwer noch etwas verbessern lassen. Die Behandlung war einfach und überschaubar, musste jedoch präzise eingehalten werden: Die Patienten mussten die richtigen Tabletten zum richtigen Zeitpunkt einnehmen.

Das, so glaubte Annalena, war etwas, wofür sie sorgen konnte.

Die Schwierigkeit bestand darin, die Nomaden dazu zu bewegen, lange genug an einem Ort zu bleiben, damit die Behandlung wirken konnte. Achtzehn Monate? Unmöglich. Aber sechs Monate? Vielleicht, nur vielleicht, ließen sich die Nomaden



Die Patienten unterschrieben eine Vereinbarung, dass sie im Zentrum bleiben würden. Sie mussten sogar einen Angehörigen benennen, der sie zurückholen würde, falls sie es früher verließen.

mit einem guten Grund überzeugen zu bleiben. Aber nicht in einem Krankenhaus, unter einem Dach, in einem Gefängnis mit vier Betonwänden. Nicht ohne ihre Tiere oder Familien. Nicht ohne ein Gefühl von Autonomie, Würde und Produktivität.

Wenn es gelänge, für die Behandlung die richtigen Bedingungen zu schaffen, die richtige Verbindung zwischen Medizin und menschlichem Umgang, würden die Nomaden vielleicht bleiben. Annalena weilte lange genug in Wajir um zu wissen, was die Somalis am meisten schätzten: den Islam, die Gemeinschaft und ihre Unabhängigkeit.

Ihre Idee war, die Nomaden auf das Grundstück rund um das Farah Center einzuladen, wo sie auf Annalenas Land ihre Hütten bauen konnten. Sie könnten einige ihrer Tiere und ein oder zwei Angehörige mitbringen. Annalena würde sie eine Vereinbarung unterschreiben lassen, wonach sie nicht weggehen würden, bevor ihre sechsmonatige Behandlung abgeschlossen und ihre Sputum-Untersuchung negativ war. Sie würde jede einzelne Tablettendosis überwachen und Mahlzeiten anbieten. Sie plante den Bau einer Moschee und einer Schule. Sie würde für die Patienten Arbeitsplätze schaffen. Vor allem aber würde sie sie kennenlernen: ihre

Namen, ihre Familien, ihre Geschichten. Sie würde ihre Stimmen hören, ihre Hände halten und ihre Wangen küssen, selbst wenn sie Tuberkulosebakterien ausatmeten. Sie würde ihre Wunden und Herzen pflegen.

Bevor die neue Kurzzeitbehandlung in Kenia aktiv gefördert werden konnte, bedurfte es der Durchführung einer Studie, um sicherzustellen, dass die Patienten tatsächlich geheilt wurden und die Behandlung nicht zu einer Arzneimittelresistenz führte. Im April 1976 schlug Annalena dem kenianischen Gesundheitsministerium vor, in Wajir ein Tuberkulose-Kontrolltestprojekt zu leiten. Sie erhielt die Genehmigung, ihr Projekt mit Mitteln der Weltgesundheitsorganisation und des UN-Hochkommissars für Flüchtlinge zu beginnen.

Bei der Namensgebung für ihr neues Projekt achtete Annalena darauf, das Wort Tuberkulose nicht zu verwenden – das tat sie in ihren Zentren nie. Stattdessen nannte sie es Bismillah Manyatta, Dorf im Namen Gottes.

Die Kranken kamen mit ihren Kamelen sowie den Planen, Seilen und gebogenen Stäben zum Bau ihrer Hütten. Bald standen Dutzende davon über den sandigen Boden am Farah Center verteilt. Es gab

keine richtige Mauer, so dass sich die Hütten jenseits einer kurzen Baumreihe und des Willkommensschildes weiter ausbreiteten, da das Dorf immer mehr Menschen anlockte.

Bei jedem Patienten wurde die neue Kurzzeitbehandlung eingeleitet. Es zeigte sich, dass die Somalis so krank waren und sich in so fortgeschrittenen Tuberkulose-Stadien befanden, dass ihre Dosierungen fast wöchentlich angepasst werden mussten, da sie durch die Therapie und die bereitgestellte nährstoffreiche Kost an Gewicht zunahmen. Sobald die Hütten aufgebaut waren, stieg die Motivation der Menschen, an Ort und Stelle zu bleiben, doch die Einhaltung der Behandlungsregeln musste Annalena trotzdem durchsetzen. Die Patienten unterschrieben eine Vereinbarung, dass sie im Zentrum bleiben würden; sie mussten sogar einen Angehörigen benennen, der sie zurückholen würde, falls sie es früher verließen.

Abgesehen von diesem einen Versprechen machte Annalena für die Behandlungstreue nicht die Patienten, sondern sich selbst verantwortlich. So gehörte es zu ihren Aufgaben, die Verabreichung der Medikamente bis zur tatsächlichen Einnahme und dem Hinunterschlucken direkt zu beaufsichtigen. Annalena führte akribisch Buch, und die direkte Überwachung wurde zu einem Schwerpunkt ihrer Behandlung.

Die Patienten stellten sich in einer Reihe an dem Tisch auf, auf dem sie ihre Tabletten, kleine Tassen mit Wasser oder einem Orangensaft, das sie wegen seiner Süße verabscheute, sowie den Stapel mit ihren Krankenakten ausbreitete. Einer nach dem anderen schluckte das Arzneimittel. Diejenigen, die zu krank waren, um an den Tisch zu kommen, suchte sie in ihren Hütten auf. Manchmal legte sie ihnen die Tablette sogar auf die Zunge. Sie verabreichte die Medikamente rund um die Uhr, im Abstand von vier Stunden.

Die Tuberkulose-Tabletten waren groß und schwer zu schlucken. Wenn sich jemand sträubte, setzte sich Annalena zu ihm, bis er das Medikament hinuntergeschluckt hatte. Wenn sich jemand übergeben musste, brachte sie ein Glas Wasser und manchmal ein Stück Kuchen zur Beruhigung des Magens.

„Ich war jeden Tag bei ihnen“, berichtete sie. „Ich diente ihnen auf den Knien. Ich war an ihrer Seite,

wenn es ihnen schlechter ging und sie niemanden hatten, der sich um sie kümmerte, ihnen in die Augen sah, ihnen Kraft gab.“ Während der vierunddreißig Jahre ihres Engagements am Horn von Afrika erreichte Annalena eine bemerkenswerte Heilungsrate von 93 Prozent.

Sie empfand die Arbeit gleichzeitig als stimulierend und kraftzehrend. Ein muslimischer Ältester in Wajir schenkte Annalena Land für den Bau einer Einsiedelei, einem Ort der Einkehr, an dem sie geistige Ruhe und Erneuerung finden konnte. Sie träumte davon, in der Einsiedelei ein Jahr zu verbringen, doch auf ihrem Schreibtisch türmte sich die unerledigte Arbeit. Sie hatte so viele Gäste im Dorf, dass sie, um nicht unterbrochen zu werden, schon um fünf Uhr morgens die Bibel las und betete. Neue Patienten, alte Patienten, hungrige Kinder, alle wollten sie sehen oder sie um etwas bitten. Maria Teresa nannte es einen „zerreißen Spagat zwischen der Stille und den Kranken. Die Armen riefen sie aus der Einsiedelei zurück, zurück in ihre Hölle, aber sie wusste, dass es Gott war, der sie zu den Armen führte und dass es die Armen waren, die sie zu Gott führten.“

Sie versuchte, nur in die Einsiedelei zu gehen, wenn sie sich sicher war, dass niemand im Sterben lag. Menschen, die die Nähe des Todes spürten, drehten ihr Bett gen Mekka und riefen dann nach Annalena. „Sie wollten, dass eine Hand von einem Geistlichen und die andere Hand von Annalena gehalten wurde“, erzählte mir Maria Teresa. „Der islamische Geistliche betete den Koran und Annalena betete stumm, und gemeinsam begleiteten sie den Sterbenden an die Tür zur Ewigkeit. Es war erstaunlich, dass ein gläubiger Muslim nach einer ‚Ungläubigen‘ fragte.“

ANNALENA BLIEB bis 1985 in Wajir, als ihre Sicherheit und die Möglichkeit, ihre Arbeit fortzusetzen, durch ihre Rolle bei der Aufdeckung eines Massakers gefährdet wurde. Die kenianische Regierung verwies sie des Landes und weigerte sich, ihr Visum zu verlängern. Sie zog nach Somalia, wo sie neue Tuberkulose-Behandlungszentren gründete. Dann holte sie die Gewalt erneut ein, diesmal durch den Bürgerkrieg. Sie zog in das relativ stabile und friedliche Somaliland im



Menschen, die die Nähe des Todes spürten, drehten ihr Bett gen Mekka und riefen dann nach Annalena.

Norden Somalias und setzte dort ihre Arbeit mit den Kranken fort.

Die meisten Menschen liebten sie, aber einigen missfiel ihre Anwesenheit: eine Ausländerin, eine Christin und eine Helferin, deren Arbeit auf die Schwächen des Gesundheitssystems und regionale Benachteiligungen aufmerksam machte. 2003 gewann Annalena den renommierten Nansen-Flüchtlingspreis, wodurch ihr Bekanntheitsgrad in Somalia und international weiter anwuchs.

Am 5. Oktober 2003, nach drei Jahrzehnten, in denen Annalena Somalis mit Tuberkulose und AIDS gepflegt hatte, wurde sie von islamischen Extremisten niedergeschossen, als sie in dem von ihr gegründeten Tuberkulose-Krankenhaus in Borama, Somaliland, bei ihren Patienten die Abendvisite machte.

Ich wohnte nur ein paar Straßen entfernt, als Annalena ermordet wurde, nachdem ich Anfang 2003 mit meinem Mann und zwei Kindern nach Somaliland gezogen war. Mein Mann hatte an der Amoud-Universität in Borama eine Stelle

angenommen. Obwohl ich Annalena nie kennenlernte, veränderte das Wissen über sie die Art, wie ich mein Leben führen wollte.

DIE EINSIEDELEI steht noch immer in Wajir. Es ist ein einfacher, schlichter Bau; ein Stück Land, das von einer Mauer umgeben ist, zwei kleine Räume und ein zweistöckiger Turm mit Terrasse. Unkraut hat sich breit gemacht und in den Ecken türmen sich Abfälle. Die kenianischen Nonnen, die im Farah Center arbeiten, kommen manchmal hierher, um zu beten, aber nicht oft. Die eisernen Stufen, die zum Turm hinaufführen, sind nach wie vor fest in der Wand verankert. Annalenas Schritten folgend steige ich darauf nach oben, verweile auf der Plattform und lasse meinen Blick über Wajir schweifen.

Als Annalena hier stand, sah sie die Weite der offenen Wüste und gelegentliche Akazienbäume. Seitdem ist die Stadt gewachsen, und meine Aussicht wird durch Häuser und Gebäude behindert. Minarette ragen in den Himmel. Kamele trotten auf unbefestigten Wegen durch die Stadt, geführt von jungen Hirten, die Stöcke über ihren Schultern tragen. Die Brunnen, die einst am Stadtrand von Wajir standen, befinden sich heute im Zentrum. Dort, wo einst an den Wasserlöchern zwischen Kamelen und Nomaden Marabus umherstaksten, benutzen Lastwagenfahrer jetzt Generatoren, um das Wasser heraufzupumpen und ihre Fahrzeuge zu waschen.

Hinter mir, auf der anderen Seite des unbefestigten Weges, liegt Bismillah Manyatta, das Dorf, in dem noch heute Nomaden mit Tuberkulose untergebracht und behandelt werden. Im unteren Teil der Einsiedelei steht ein Brunnen mit einer Inschrift: „Meine Seele dürstet nach Gott, dem Gott meines Lebens.“ Hier, an diesem Ort, den ein Muslim Christen zur Nutzung überlassen hat, umgeben von der reinen Schönheit der Wüste und dem pulsierenden Leben einer wachsenden Stadt, spüre ich die Möglichkeit von Frieden, von einer Welt, die nicht durch Hass, Angst und Isolationismus auseinander gerissen wird. Und ich verstehe, warum Annalena hier geblieben ist. ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Natalie Krugiolka.



Die Sprache der Verletzlichkeit

ANNE-SOPHIE CONSTANT

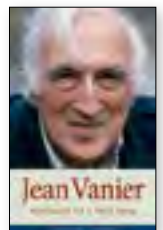
Jean Vanier, Gründer der Gemeinschaftsbewegung L'Arche, starb am 7. Mai 2019 im Alter von neunzig Jahren. In diesem Auszug aus der neuen Biografie des Plough-Verlags bekennt der berühmte geistliche Schriftsteller und Kämpfer für die Schwachen, dass die Kernmitglieder seiner Gemeinschaft, Menschen mit schweren körperlichen und geistigen Behinderungen, ihm noch viel über sich selbst beibringen können.

JEAN VANIER entschied sich 1980, von seinem Amt als Direktor der Arche-Gemeinschaft in Trosly in Nordfrankreich zurückzutreten und eine einjährige Auszeit einzulegen. Im November des folgenden Jahres zog er nach La Forestière, einem 1978 eröffneten Haus der Arche für Menschen mit schweren Behinderungen. Das war schon seit langem ein Traum von ihm gewesen.

La Forestière, umgeben von Wald, wie der Name

schon andeutet, war ein neues, einstöckiges, um einen hellen zentralen Innenhof herum angelegtes Gebäude. Durch die großen Erker, die sich zum Garten hin öffneten, flutete Licht hindurch. Es gab einen großen Raum mit Kamin, wo man für eine Tasse Kaffee oder zum Abendgebet innehalten konnte. Es gab auch eine kleine Kapelle mit einem sehr niedrigen Altar, der es einem behinderten Menschen, der auf den Knien eines auf dem Boden sitzenden

Anne-Sophie Constant lehrte bis 2012 am Conservatoire National des Arts et Métiers in Paris. Sie war jahrzehntelang mit Jean Vanier befreundet und ist Autorin von: Jean Vanier: Portrait of a Free Man (Plough, August 2019). plough.com/jeanvanier



Assistenten lag, ermöglichte, das Geschehen zu beobachten. Es herrschte eine friedliche Atmosphäre. Die Menschen hier ließen sich Zeit; die Gemeinschaft schien sich im Zeitlupentempo zu bewegen. Dies war ein Ort, an dem es viel Zeit gab, einander nah zu kommen, so dass jemand, der blind und taub war, eine Person, die sich ihm näherte, berühren konnte. Genug Zeit, um Eric – einen Bewohner, dessen Körper durch Behinderung und Verzweiflung zusammengekrümmt war – zu baden, langsam seine Gliedmaßen zu lockern, ihn das warme Wasser spüren und mit der Seife spielen zu lassen, ihn zu waschen. Es gab genügend Zeit, Lucien zu füttern, damit er die Freude verspüren konnte, Essen zu schmecken, zu schlucken und zu riechen. Diese gebrochenen Körper wurden mit Achtung und Zärtlichkeit berührt. Während jemand dabei war, den Speichel, der Henriettes Kinn herunter tropfte, sanft abzuwischen, ergriff ein anderer sanft die Hand von Loïc, der sich gerade heftig auf die Nase geschlagen hatte. Sie hielten ihn ohne Härte zurück, respektierten, was er durch sein Handeln auszudrücken versucht haben könnte, und versicherten ihm, dass er gehört worden sei; dass er nicht allein sei.

In La Forestière muss man lernen, die Sprache des Körpers zu verstehen. Es ist eine Sprache der Zärtlichkeit und Verletzlichkeit. Unser Körper, der im Leistungssport und in der Modewelt auf ein Podest erhoben wird und in Krankheit, Alter und Behinderung Verachtung erfährt – derselbe Körper ist, so schreibt der Apostel Paulus, ein Tempel des Heiligen Geistes. Der gebrochene Körper ist also ein gebrochener Tempel, der das Licht Gottes leichter hindurchdringen lässt. Jean Vanier weiß, dass das Evangelium die Geschichte eines Gottes ist, der sich dafür entschied, in menschlicher Gestalt, mit all ihrer Gebrochenheit und Verletzlichkeit, zur Welt zu kommen:

Das Wort nahm nicht die Gestalt des Fleisches an
so wie man etwa ein Kleidungsstück anzieht,
nur um sich seiner dann wieder zu entledigen;
es ist Fleisch, das göttlich wird,
das zu dem wird, mit dem sich dieses Leben der
Liebe von Gott in Gott teilt.
Dieses Leben ist kein Konzept,
das man erlernen kann,
sei es aus Büchern oder von Lehrern;

Eine schwierige Liebe

JEAN VANIER

Gegen Ende seines Lebens erinnerte sich Jean Vanier in einem Interview mit dem anglikanischen Priester Nicky Gumbel an die Entstehungsgeschichte der Arche im Jahr 1964.

MENSCHEN MIT BEHINDERUNGEN sind die am stärksten unterdrückten Menschen dieser Welt. Ich besuchte eine Einrichtung, in der es achtzig Männer gab, komplett eingesperrt, ohne Arbeit. Sie saßen nur herum und es gab eine Menge Gewalt und Geschrei. Seltsamerweise wurde ich davon sowohl angezogen als auch abgestoßen.

Als ich die Marine verließ, wollte ich in Gemeinschaft mit den Armen leben, nicht für die Armen. Und so lebten wir zusammen, und es war eine außergewöhnliche Erfahrung von Freude. Sie waren so glücklich, aus dieser Institution herauszukommen. Wir lebten um den Tisch herum – Nahrungsmittel einkaufen, kochen, essen, abwaschen und dann wieder

von vorne anfangen. Und irgendwie befand sich im Kern dieses Lebens, das wir lebten, die Botschaft Jesu. In Lukas sagt Jesus: „Wenn du eine Mahlzeit gibst, dann lade nicht deine Familie, deine reichen Nachbarn, deine Freunde ein; wenn du eine *wirklich* gute Mahlzeit gibst, lade die Armen, die Lahmen, die Blinden und die Verachteten ein.“ Und dann sagt er: „Und wenn du das tust, bist du gesegnet.“ Dies ist eine der geheimen Seligpreisungen des Evangeliums.

Wenn man mit Menschen gemeinsam beim Essen sitzt, wird man zu Freunden. Aristoteles sagt: „Um jemandes Freund zu werden, muss man einen Sack Salz zusammen essen“, was viele Mahlzeiten bedeutet. Wir hatten so viel Spaß, aber irgendwie empfanden

es ist das Gegenwärtig-Sein der einen Person für den anderen,
die völlige Hingabe des einen an den anderen,
von Herz zu Herz,
in einer Gemeinschaft
der Liebe.

So wie Franz von Assisi durch die Begegnung mit Aussätzigen „eine neue Sanftheit in seinem Körper und Geist“ entdecken konnte, stellte La Forestière einen entscheidenden neuen Schritt im Leben von Jean Vanier dar. Ein Jahr lang erlebte er den Lebensrhythmus dieser schwer behinderten Männer und Frauen – den Rhythmus von Eric zum Beispiel, einem Siebzehnjährigen, der blind und taub war und weder alleine laufen noch essen konnte. Mit vier Jahren war er in einem Krankenhaus ausgesetzt worden und sehnte sich nun so verzweifelt nach menschlichem Kontakt, dass er sich mit der ganzen Kraft seiner Arme an jeden klammerte, der nahe genug an ihm vorbei ging. Jean entdeckte, dass Eric all die Liebe, die er ihm erwies, erwiderte. Jean wusch, kleidete, fütterte und beruhigte ihn und versicherte ihm dadurch, dass er geliebt und liebenswert war.



wir auch, dass wir zusammen leben sollten, um das Reich Gottes offenbar zu machen. Das Reich Gottes ist ein Ort, an dem die Ärmsten und Verstoßenen zusammenkommen, um ihre Freude zu feiern, denn sie haben entdeckt, dass sie von den Menschen um sie herum und von Jesus geliebt werden. Es ist eine unglaubliche Freude, denn sie wollen keine Macht, sie wollen auch nicht höher hinaus und mehr Geld, mehr Erfolg, mehr Status erwerben – alles, was sie wollen, ist glücklich sein.

Das ist es, was die Menschen spüren, wenn sie hierher kommen. Aber intern erleben wir auch die Realität, dass es komplizierte Beziehungen und alles andere gibt. Es ist ein Ort des Reichs Gottes, aber man muss daran arbeiten. Was als etwas Schönes erscheint, bringt auch Schwierigkeiten mit sich; wir müssen daran arbeiten und entdecken, dass Liebe nicht einfach ist.

Seinerseits vermittelte Eric Jean eine neue Form des Friedens. Jean schreibt:

In La Forestière zog ich jeden Abend nach dem Abendessen Eric seinen Schlafanzug an, dann verbrachten wir eine halbe oder dreiviertel Stunde im Gebet, wir alle zusammen im Wohnzimmer, sowohl die behinderten Menschen als auch die Assistenten. Ich saß oft mit Eric auf meinen Knien; er ruhte sich aus. Und ich entdeckte, wie ich an seiner Ruhe teilhatte. Ich hatte nicht das Bedürfnis zu sprechen. Ich hatte Frieden, eine innere Stille. Auch er hatte Frieden; auch er fühlte sich wohl. Es war ein Augenblick der Heilung. Ich hatte eine innere Harmonie wiedergewonnen.

Aber in den Momenten, in denen Eric zusammenbrach, heulte und sich krümmte, in denen nichts ihn beruhigen konnte und ihn die Dunkelheit überwältigte, entdeckte Jean Vanier, dass sich in ihm selbst eine Tür öffnete zu einem Ort in seinem Herzen, wo Not, Angst und Gewalt verborgen waren. Er entdeckte in sich selbst ein Reich des Chaos und des Hasses, das

Es ist etwas ganz Besonderes, wenn wir uns Menschen nähern, die nur Liebe brauchen, nämlich Menschen mit Behinderungen. Sie brauchen kein Wissen; sie können keine Prüfungen bestehen. Einige können nicht einmal sprechen. Aber sie entdecken, dass sie geliebt sind. Zwischen dem Schreier, der abgelehnt, unterdrückt und gedemütigt wurden – „Liebt mich jemand?“ – und der Offenbarung, dass Gott Liebe ist, besteht eine enge Beziehung. Es ist ein merkwürdiges und schönes Zusammentreffen. ➤

Dieses Interviewprotokoll von 2017 wurde mit Genehmigung von Nicky Gumbel zur besseren Lesbarkeit überarbeitet und gekürzt. Aus dem Englischen übersetzt von Birgit Currlin. Das Video des vollständigen Interviews auf Englisch finden Sie unter plough.com/vanier-gumbel.



er sorgfältig hinter seiner Bildung und seiner Intelligenz versteckt oder unter seiner Arbeit und seinen Projekten vergraben hatte.

Die Reflexion über solche Angst findet sich im Denken von Jean als wiederkehrendes Thema. Er erkannte sie als einen unentrinnbaren Teil unserer menschlichen Existenz. „Kühe haben keine Angst“, scherzte er. Diese tiefe Angst kann plötzlich, bei der geringsten Erschütterung, aus einem verborgenen Teil unseres Wesens emporsteigen, zusammen mit der Gewalt, die sie produziert. Jean sagt, er spüre auch heute noch in sich, dass diese Angst „wie eine tickende Bombe in uns ist, die uns zwingt, um Hilfe zu bitten“.

Die Entdeckung seiner eigenen inneren Gewaltbereitschaft ermöglichte ihm, die Ähnlichkeiten zwischen sich und den von ihm betreuten geistig behinderten Menschen zu erkennen, Ähnlichkeiten, für die er zuvor blind gewesen war. Er fühlte sich, als sei er von einem unsichtbaren Podest gestoßen worden – seiner Güte – was demütigend, aber auch befreiend war. „Ich wurde von Angesicht zu Angesicht mit meiner eigenen tiefsten Realität, mit meiner eigenen Wahrheit konfrontiert... Ich fange an, ich selbst zu sein. Ich spiele nicht mehr den großen und mächtigen Erwachsenen, der nach dem ersten Platz, nach Erfolg und Bewunderung strebt; ich mache mir keine Sorgen mehr um den äußeren Schein. Ich erlaube mir, das Kind zu sein, das ich bin, das Kind Gottes.“

In La Forestière geht es also nicht mehr um Jean Vanier und Eric – den Erwachsenen und das unglückliche Kind –, sondern um „zwei Kinder, die ein Spiel der Seele spielen“, ein Spiel, das uns, wie der Dichter Pierre Emmanuel es ausdrückt, mit „den Gefilden der Ewigkeit“ verbindet, wo alle Quellen der Liebe ihren überreichen Ursprung finden. Gemeinschaft – dieses

andere Wort für Liebe – erlaubt uns, gemeinsam in Gott, der Liebe selbst, zu sein; er vereint uns und bringt uns zusammen. Eric ruft dieses Geheimnis des Friedens und der Einheit in jedem hervor, der ihm nahe kommt und sich für ihn Zeit nimmt, denn um mehr bittet er nicht, und er versucht nicht, jemanden zu kontrollieren, zu beherrschen oder zu benutzen.

Durch seine Beziehung zu Eric konnte Jean Vanier endlich jenen Satz aus den Evangelien verstehen, den er schon so oft gehört hatte: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat. Denn wer der Kleinste ist unter euch allen, der ist groß.“ Jean reflektierte diesen Gedanken noch einmal in einem Rundbrief: „Das ist das Geheimnis, das uns heute in der Arche offenbart wird: Der ärmste Mensch führt uns direkt zum Herzen Gottes. Der Kleinste heilt unsere Wunden, manchmal, indem er sie uns schmerzhaft offenbart. Und diese Heilung und dieses Erleben Jesu und seines Vaters entstehen durch das gegenseitige Vertrauen, das in der Beziehung von Herz zu Herz zwischen uns wächst.“ ➤

Aus dem Englischen übersetzt von Birgit Currlin.



Ikone und Spiegel

Ein Fotoessay über die Frauen von Woronesch, Russland

POLA RADER

RUSSISCH-ORTHODOXE Christen haben oft ein sehr negatives Bild vom Feminismus. Trotz der Fortschritte bei den Frauenrechten in Russland seit der Erlangung des Wahlrechts im Jahr 1917 spielen Frauen in der Welt der Orthodxie immer noch eine klar definierte Rolle.

Bedeutet diese traditionelle Sichtweise eine Verletzung von Frauenrechten? Findet die Stimme moderner orthodoxer Frauen heute in der Kirche Gehör? Diese Fragen waren der Ausgangspunkt

für mein Fotoprojekt „Ikone und Spiegel“, in dem ich das Verhältnis zwischen der Idealisierung der ikonischen Jungfrau Maria einerseits und der Behandlung realer Frauen im heutigen Russland andererseits untersuche.

Ich habe mich auf Woronesch konzentriert, eine Millionenstadt im Herzen Südrusslands, wo das Erbe der russisch-orthodoxen Traditionen geschätzt und von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird.

Gemeindeglied nach dem Sonntagsgottesdienst. Alle Fotos von der Autorin.

Pola Rader ist eine konzeptuelle Dokumentarfotografin und Filmemacherin mit Wohnsitz in Kiel. Mehr von ihren Werken finden Sie unter polarader.com.





Alla Lutskevitch
und ihre Tochter zu
Besuch bei einem
Gemeindemitglied



Die fünfundneunzigjährige Varvara, das älteste Gemeindemitglied der Sankt-Michaels-Gemeinde, in ihrem Haus



Theologiestudentin in der Werkstatt für Ikonenmalerei

Ich fand heraus, dass Frauen in den vielen orthodoxen Organisationen und Gemeinschaften Woroneschs in leitenden Positionen und als Aktivistinnen auftreten. Seit 2003 tragen die Ehefrauen orthodoxer Priester durch einen Frauenrat, der der einzige seiner Art im heutigen Russland ist, dazu bei, das Leben in der Diözese Woronesch zu gestalten. Ich frage Tatjana Wolodko, eine *Presbytera*, also die Ehefrau eines Priesters, und ein Mitglied des Rates (*siehe nächste Doppelseite*), warum das so ist. „In anderen Gegenden sind sie aus irgendeinem Grund zurückhaltend“, erzählt sie mir. „Frauen sind zu passiv.“

Diese Passivität stammt sicherlich aus einem

Missverständnis orthodoxer Demut. Wahre Demut sollte von innen kommen, als Krone des christlichen Lebens, und den Frauen nicht durch restriktive Traditionen aufgezwungen werden, die sie davon abhalten, am Leben der Kirche teilzunehmen.

Zumindest in Woronesch halten sich orthodoxe Frauen nicht zurück. Die Frauen, die ich fotografiert habe, haben mich durch ihre innere Energie und ihr Engagement im Dienst am Nächsten beeindruckt. Ich hoffe, meine Aufnahmen zeigen, wie die Frauen von Woronesch sowohl die traditionelle orthodoxe Weiblichkeit als auch den mutigen Geist moderner Frauen verkörpern. ➤



Nach dem Sonntagsgottesdienst, im Hof der Kirche



Tatjana Wolodko, Vorsitzende des Frauenrates

Mutter Maria von Paris

JASON LANDEL

Paris, um 1932: „Ich ging den Boulevard Montparnasse hinunter und dort sah ich sie: auf dem Bürgersteig vor einem Café stand ein Tisch, auf dem Tisch stand ein Glas Bier und hinter dem Glas Bier saß eine russische Nonne, vollständig in klösterliche Tracht gekleidet. Ich sah sie an und beschloss, dass ich mich dieser Frau niemals nähern würde.“ So erinnert sich der Metropolit Anthony von Sourozh an seine erste Begegnung mit Mutter Maria Skobzowa.

Mutter Maria wurde 1891 in Riga geboren und auf den Namen Jelisaweta Pilenko getauft. Ihr Vater starb, als sie noch ein Teenager war; daraufhin wurde sie Atheistin. Nachdem sie mit ihrer Mutter nach St. Petersburg in Russland gezogen war, geriet sie in sozialistische Kreise, und im Alter von 18 Jahren heiratete sie den Bolschewiken Dmitri Kusmin-Karawajew. Nach nur drei Jahren trennten sie sich, kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes.

Obwohl sie bald desillusioniert vom endlosen Theoretisieren vieler Möchtegern-Radikaler war, verlor Jelisaweta, die inzwischen eine bekannte Dichterin war, niemals ihre Leidenschaft für soziale Gerechtigkeit. Diese Leidenschaft führte sie schrittweise zu Jesus zurück, obwohl sie immer noch für den Atheismus eintrat. In Jesus sah sie jemanden, der unterdrückt wurde und doch heldenhaft für andere starb.

1917 brach die Russische Revolution aus, mit heftigen Kämpfen zwischen der kommunistischen Roten Armee und der reaktionären Weißen Armee. Jelisaweta, zu dieser Zeit stellvertretende Bürgermeisterin in einer „roten“ Stadt, wurde von der Weißen Armee gefangen genommen und als Revolutionärin angeklagt. Dank eines milde gestimmten Richters namens Daniel Skobzow blieb ihr die Todesstrafe erspart. Sie besuchte ihn nach der Gerichtsverhandlung, um ihren Dank auszudrücken; wenige Tage später heirateten sie. Auf der Flucht aus Russland vor den Bolschewisten landete das Paar schließlich in Paris.

1926 starb Jelisawetas Tochter Anastasia. Während sie an ihrem Bett saß, empfand Jelisaweta, dass sie endlich eine Ahnung von den Tiefen der Ewigkeit und

der Bedeutung von Buße erlangt hatte. Sie schrieb:

Nun will ich einen authentischen und reinen Weg gehen. Nicht aus einem Glauben an das Leben heraus, sondern um den Tod zu rechtfertigen, zu verstehen und anzunehmen ... Keine noch so ausgefeilte Theorie wird jemals etwas Größeres formulieren als diese Worte: „Liebt einander“ – solange es Liebe ist, die kein Ende hat und keine Ausnahmen macht. Dann wird das ganze Leben erhellt, das sonst ein Gräuel und eine Last ist.

In jenem Jahr trennte sie sich von ihrem zweiten Ehemann und gab sich ganz der sozialen Arbeit hin. Sechs Jahre später legte sie die Gelübde als orthodoxe Nonne ab und nahm den Namen Maria an. Schon bald war sie von der geistlichen Selbstbezogenheit der Christen genauso erzürnt wie einst durch das linke Theoretisieren. „Frömmigkeit, Frömmigkeit“, schrieb sie in ihr Tagebuch, „aber wo ist die Liebe, die Berge versetzt?“

Von dieser Liebe getrieben wurde sie zu einer Pionierin für das, was sie „Mönchstum in der Welt“ nannte, und gründete ein Haus der Gastfreundschaft für obdachlose Frauen. Als ihre Gemeinschaft wuchs, erinnerte Mutter Maria ihre Schwestern oft daran, dass ihre Berufung schlicht darin bestand, „aus dem Herzen zu geben“, da „jeder Mensch das fleischgewordene Abbild Gottes in der Welt ist.“

Nachdem deutsche Truppen 1940 Paris besetzt hatten, schloss sich Mutter Maria einer Untergrundbewegung an, die jüdischen Bürgern falsche Papiere besorgte. 1943 wurde sie verhaftet und in das KZ Ravensbrück deportiert. Wie ihre Mithäftlinge später berichteten, versammelte sie regelmäßig die anderen Frauen, um ihnen Mut zuzusprechen und teilte auf Kosten ihrer eigenen Gesundheit oft ihre Lebensmittelrationen. 1945 wurde sie am Karsamstag gemeinsam mit anderen kranken Gefangenen bei einer Selektion ausgesondert, um in den Gaskammern ermordet zu werden. Sie starb am Ostersonntag, als das Donnern der Artillerie der herannahenden Roten Armee bereits in der Ferne zu hören war. ➤

Jason Landsel ist der Künstler, aus dessen Feder alle Bilder der „Vorläufer“-Serie für das Pflug Magazin stammen, einschließlich des Porträts von Mutter Maria auf der gegenüberliegenden Seite. Wer mehr über sie erfahren will, dem sei Mother Maria Skobtsova: Essential Writings, hrsg. von Jim Forest (Orbis, 2003) ans Herz gelegt. Übersetzung dieses Artikels aus dem Amerikanischen von Esther Middeler.



Frömmigkeit, Frömmigkeit, aber wo ist die Liebe, die Berge versetzt?



Russell Bain, *Autumn on the Loch*

„Mit der Anziehung dieser Liebe
und der Stimme dieses Rufes ...
Schnell, jetzt, hier, jetzt, immer –
Ein Zustand völliger Einfachheit
(Der nicht weniger als alles kostet)
Und alles wird gut sein und
Alle Dinge werden gut sein“

Aus T. S. Eliot, „Little Gidding“

Pflug Magazin

NEULAND ERSCHLIESSEN FÜR EINE ANDERE WELT

www.plough.com/de

Plough Publishing House
Walden, New York, USA
Robertsbridge, East Sussex, UK
Elsmore, NSW, Australia